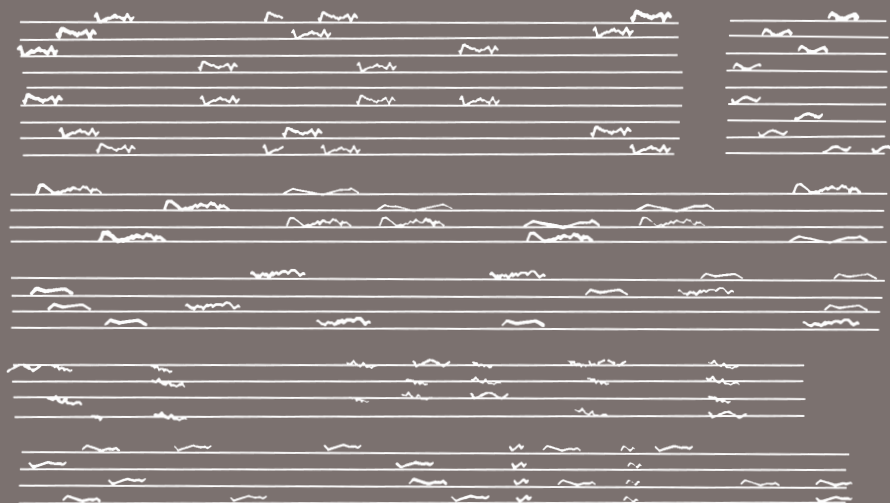


Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen

Texte für Christina Thürmer-Rohr
Zum 80. Geburtstag der Sozialwissenschaftlerin,
Feministin und Musikerin

Hrsg. vom Gunda-Werner-Institut und Sabine Hark



Die Freundschaft zur Welt nicht verlieren

Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen
Texte für Christina Thürmer-Rohr
Zum 80. Geburtstag der Sozialwissenschaftlerin,
Feministin und Musikerin

Herausgegeben vom Gunda-Werner-Institut für
Feminismus und Geschlechterdemokratie
in der Heinrich-Böll-Stiftung und Sabine Hark



Diese Publikation wird unter den Bedingungen
einer Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht:

<http://creativecommons.org/licenses/>

by-nc-nd/4.0/de. Eine elektronische Fassung kann heruntergeladen
werden. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich
zugänglich machen. Es gelten folgende Bedingungen:

Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors /
Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen (wodurch
aber nicht der Eindruck entstehen darf, Sie oder die Nutzung des
Werkes durch Sie würden entlohnt). Keine kommerzielle Nutzung:
Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden.
Keine Bearbeitung: Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer
Weise verändert werden.

Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen

Texte für Christina Thürmer-Rohr

Zum 80. Geburtstag der Sozialwissenschaftlerin, Feministin und Musikerin

Herausgegeben vom Gunda-Werner-Institut für

Feminismus und Geschlechterdemokratie

in der Heinrich-Böll-Stiftung und Sabine Hark

Konzept: Sabine Hark und Ines Kappert

1. Auflage Berlin 2016

Gestaltung: State Design, Berlin

Druck: Gallery Print, Berlin

ISBN 978-3-86928-155-1

Bestelladresse: Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstraße 8, 10117 Berlin

W www.boell.de **T** +49 30 285340

Inhalt

7	Vorwort
9	Freundschaft wider die Feindschaft – Eine Einleitung von Sabine Hark und Ines Kappert
13	Welt lesen – Sabine Hark
19	Ichnah – Gerd Conradt
23	Ein Ort für Vagabundinnen – Claudia Koppert
27	Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen – Ein Gespräch mit Christina Thürmer-Rohr, Sabine Hark und Ines Kappert
39	Wegbegleiterin – Gudrun-Axeli Knapp
43	Verbindung in der Abgrenzung – Nivedita Prasad
47	Querdenken als Hilfe – Herta Kuhrig
51	Meisterin der Freundschaft – Leah Carola Czollek und Gudrun Perko
57	Ich bin eine ihrer vielen politischen Töchter – Carola von Braun
61	Im Rausch des Lernens und Lehrens – Sanchita Basu
65	Die Vorausdenkerin. Eine gedachte Begegnung – Christine Kulke
71	Die Vergangenheit nicht über die Zukunft herrschen lassen – Manfred Kappeler
75	Unerbittliche Arbeit am Begriff – Johanna Gisela Bechen
81	Eleganz des Denkens – Susanne von Falkenhausen
85	Denkerin, Schreiberin, Musikerin und Freundin – Laura Gallati
91	Autor*innen
95	Bildnachweis



Christina Thürmer-Rohr (*1936), Sozialwissenschaftlerin, Feministin und Musikerin. Studium der Philosophie und Psychologie in Freiburg i. Br. und Heidelberg. Bis 1972 wissenschaftliche Assistentin und Assistenzprofessorin am Psychologischen Institut und am Fachbereich Architektur und Stadtplanung der Technischen Universität Berlin. Praxis in der psychologischen Beratung und in der Stadtplanung, außerdem experimentelle Musik (Klavier) in verschiedenen Formationen. Seit 1972 ordentliche Professorin am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Technischen Universität Berlin. 1976 Gründung des Studienschwerpunkts «Frauenforschung». Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Feministische Theorie, Menschenrechte, Dialog/dialogisches Denken. 2003 gründet sie zusammen mit Laura Gallati den Verein «Akazie 3: Forum zum politischen und musikalischen Denken». Sie ist Mitglied der Jury des Hannah-Arendt-Preises für politisches Denken. Das Foto oben zeigt sie im Jahre 1996.

Vorwort

**«Ich plädiere also für diese ganze verrottete Gegenwart. Sie ist unsere einzige Gelegenheit. Sie ist das Leben, das wir haben. Sie und keine andere birgt den Stoff, um unsere Kräfte zu entwickeln.»
Christina Thürmer-Rohr, Vagabundinnen**

Gegenwart ist Verantwortung, hier mische ich mich ein – in diesem Sinne macht Christina Thürmer-Rohr Mut zum Handeln. Dabei nicht geblendet zu sein, die Kraft zum Dechiffrieren zu behalten, weil wir Mittäterinnen bleiben und verstrickt sind in dem Unrecht auf der Welt, mit der Zerstörung der natürlichen Produktivität dieser Erde, das ist eine Facette, die ich auch durch Christina Thürmer-Rohrs Bücher gelernt habe: «[U]nsere Mittäterschaft entlarvt sich in dem Maße, wie wir die gegenwärtige Zeit nicht erfassen.» Wie könnten wir das auch, angesichts von zahllosen Kriegen, menschlicher Brutalität und einer Zerstörungskraft, die die natürlichen Grundlagen unserer Erde weiter vernichtet?

«Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen» ist eine der Antworten, die wir als Heinrich-Böll-Stiftung zu geben versuchen. Dieser Titel ist der Auftakt einer Reihe des Gunda-Werner-Instituts für Feminismus und Geschlechterdemokratie, mit der außergewöhnliche, queerdenkende Feminist_innen gewürdigt werden sollen.

Das Gunda-Werner-Institut ist der feministische Leuchtturm der Stiftung: Seit knapp zehn Jahren ist es Laboratorium und Plattform für feministische Debatten und Visionen. Es bringt feministische

Debatten verstärkt in die Öffentlichkeit, klärt über antifeministische Bewegungen auf, tritt für reproduktive Rechte und eine postmigran-tische Gesellschaft ein und arbeitet gegen jedwede gender-basierte Gewalt an.

Christina Thürmer-Rohr zählt bis heute zu den einflussreichsten feministischen Denker*innen im deutschsprachigen Raum. Für mich persönlich, wie auch für die feministischen Perspektiven der Stiftung war sie immer Quelle für Inspiration und kritischen Diskurs. Und so freuen wir uns sehr, dass wir anlässlich ihres 80. Geburtstags diese Anthologie präsentieren können. Wir gratulieren von Herzen! Und bedanken uns gleichzeitig ganz herzlich für die wunderbare Koope-ration bei der Erstellung dieser Hommage.

Unser großer Dank geht auch an Sabine Hark. Die Soziologin, Feminist_in und Mitherausgeberin der Zeitschrift *feministische stu-dien* war sofort und mit vollem Engagement bereit, mit uns diese Publikation zu realisieren.

Berlin, im November 2016

Barbara Unmüßig
Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung

Freundschaft wider die Feindschaft

Eine Einleitung von Sabine Hark und Ines Kappert

«Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen» – mit diesem Gedanken, in dem sich zugleich eine Hoffnung und eine Herausforderung verbirgt, beendete Christina Thürmer-Rohr unser Gespräch, in dem wir die Vor- und Nachteile des Begriffs der Feindschaft im politischen Denken gegeneinander abwogen. Sollten wir die Kategorie der Feindschaft wieder anwenden? Das war unsere Ausgangsfrage. Immerhin erleben wir dieser Tage weltweit eine Intensivierung hasserfüllter und demokratiefeindlicher Politiken. Auch in Deutschland steigt die Zustimmung zu sexistischen, rassistischen und homophoben Werten stetig, wie zuletzt die Leipziger Studie *Enthemmte Mitte* zeigen konnte (Decker/Kies/Brähler 2016), und es findet sogar eine Rückkehr völkischen Denkens statt, das wesentlich vom Freund-Feind-Gegensatz bestimmt ist. Christina Thürmer-Rohr fand am Ende jedoch, dass uns das Konzept der Täter- bzw. Mittäterschaft größere Denk- und Handlungsräume eröffnet – liege hier der Akzent doch auf den Taten und nicht auf einem wie auch immer verstandenen Sozialcharakter von Personen oder Gruppen. Der Feindschaft setzt sie die Freundschaft zur Welt entgegen. Und das, obwohl sie aus dem schrecklichen 20. Jahrhundert kommt, mit seinen «Vor- und Einübungen in die Gegenwart, die kaum eine menschliche Phantasie sich bis dahin auszudenken getraut hat» (Thürmer-Rohr 1987: 21), wie sie schon vor nunmehr dreißig Jahren im ersten Essay ihres sicher meist- und kontrovers diskutierten Buches *Vagabundinnen* (1987) schrieb. Trotz all der Grausamkeiten und Kollaborationen die Freundschaft

zur Welt nicht zu verlernen, das sei nicht nur eine Herausforderung, sondern geradezu eine Provokation, – und auch deshalb schien ihr der Titel dieses Band zu gefallen.

Um zu verstehen, wohin wir wollen, müssen wir verstehen, woher wir kommen. Das Konzept der Mittäterschaft, erstmals 1983 in den *beiträgen zur feministischen theorie und praxis* publiziert und wenige Jahre später mit dem Essayband *Vagabundinnen* einer größeren feministischen Öffentlichkeit zugänglich geworden, schüttelte die unterschiedlichen feministischen Szenen der 1980er Jahre durch. Fast alle Autor*innen in diesem Band sprechen davon, wie sie davon affiziert, inspiriert, aber auch irritiert und zum kritischen Widerspruch angestachelt wurden. Bei Schwarzen Feminist*innen hatte die von *weißen* Frauen vielfach für sich reklamierte Unschuldsumutung ohnehin zumindest Kopfschütteln hervorgerufen, doch bei vielen *weißen* Feminist*innen durchkreuzte das von Christina Thürmer-Rohr analysierte systematische Mittun der Frauen* an Patriarchat und Nationalsozialismus sicher geglaubte Schutzräume. Die Wut, Empörung und kreative Unruhe waren daher groß. Bis heute ist der Gedanke, dass Frauen* an patriarchaler Gewalt mitgetan haben und mittun, geeignet, Verstörung und Abwehr auszulösen. Das machte die Diskussion anlässlich der Premiere des Films von Gerd Conradt über Christina Thürmer-Rohr, *anfangen* (2014), in der Heinrich-Böll-Stiftung einmal mehr deutlich.

Christina Thürmer-Rohr war und ist nicht nur eine Feindin der gemütlichen Selbstversicherungen und Begriffsunschärfen; sie ist zeit ihres Lebens auch komponierende Musikerin und eine Pionierin hinsichtlich der Verbindung von Musik und Theorie. Gemeinsam mit ihrer Lebensgefährtin, der Schweizer Pianistin Laura Gallati, entwickelte sie noch während ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit als Professorin an der Technischen Universität Berlin einen Ort für «Übungen im politischen und musikalischen Denken», das Forum Akazie 3. Orientiert am Konzept des Dialogs als philosophischer Idee, als musikalischem Prinzip und als kritische Theorie und Praxis, werden hier seit bald zwanzig Jahren Verbindungen zwischen politischen, philosophischen und musikalischen Fragen gesucht, Probebohrungen in die gesellschaftliche Gegenwart vorgenommen, Theorie und Musik

in einen immer wieder neuen und spannenden Dialog miteinander gebracht.

Uns, Sabine Hark und Ines Kappert, hat die Arbeit an diesem Band große Freude bereitet. Es war an- und aufregend, berührend und befremdend zugleich, sich erneut in Christina Thürmer-Rohrs Texte zu vertiefen und zu lesen, was feministische und andere Weggefährter*innen und Kritiker*innen an ihrem Denken damals bewegt hat und bis heute bewegt. Ein herzliches Dankeschön dafür an alle Autor*innen! Mit ihren Texten tragen sie dazu bei, zentrale Ideen und Begriffe feministischer Debatten ins Gedächtnis zu rufen, damit wir sie alle in Erinnerung behalten und so erneut ausloten können, warum und wozu feministisches Denken auch heute noch taugt.

Literatur

- Decker, Oliver/Kiess, Johannes/Brähler Elmar (2016): *Die enthemmte Mitte. Autoritäre und rechtsextreme Einstellungen in Deutschland*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987): Abscheu vor dem Paradies, in: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, dies., Berlin: Orlanda Frauenverlag, 21-37.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987 [1983]): Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen, in: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, dies., Berlin: Orlanda Frauenverlag, 38-56.



Christina Thürmer-Rohr im Gespräch mit Sabine Hark und Ines Kappert, Berlin, 2016

Welt lesen

Von Sabine Hark

«Können Sie denn nicht sehen, was vor Ihnen ist?» Diese Frage, schreibt der Philosoph Nelson Goodman in *Weisen der Welterzeugung* (1984), sei ihm gelegentlich in gereiztem Ton gestellt worden. Beantwortet habe er sie stets gleich: «Das kommt darauf an» (Goodman 1984, 114). So sei etwa die Aussage, «die Erde bewegt sich», ebenso wahr wie die Aussage, «die Erde steht still», schließlich sind beide Aussagen abhängig vom jeweiligen Bezugsrahmen. Was nach einer radikal relativistischen Position klingt, ist in Tat und Wahrheit nicht nur der Versuch, wie Goodman anmerkt, «jene Fundamentalisten zu irritieren, die genau wissen, daß Fakten gefunden und nicht gemacht werden, daß Fakten die eine und einzige reale Welt konstituieren und daß Wissen darin besteht, an die Tatsachen zu glauben» (ebd., 114). Es ist vor allem ein Plädoyer dafür, sowohl die Bedingungen zu untersuchen, die die eine oder die andere Aussage ermöglichen, also tatsächlich zunächst einmal zu klären, was ist denn nun vor mir und worauf kommt es an, als auch anzuerkennen, dass Fakten gemacht sind, wir Welten erzeugen, indem wir «mittels Wörtern, Zahlen, Bildern, Klängen oder irgendwelchen anderen Symbolen in irgendeinem Medium solche Versionen erzeugen» (ebd., 117). Wahrheit, so Goodman entschieden, müsse demzufolge anders gedacht werden denn «als Korrespondenz mit einer fertigen Welt» (ebd., 118).

An Tatsachen glauben, die Dinge nehmen, wie sie sind, Wahrheit als Korrespondenz mit einer fertigen Welt denken – das hat Christina Thürmer-Rohr immer entschlossen zurückgewiesen. Zu unter-

suchen, worauf es ankommt, Welt neu zu sehen geben, indem sie Welt neu und anders liest, indem sie wieder und wieder fragt, was genau vor ihr ist, war und ist dagegen ihr Metier. «In der Wirklichkeit ankommen» nannte sie das im Vorwort zu ihrem vielleicht meist gelesenen und kontrovers diskutierten Buch *Vagabundinnen*, erschienen 1987 «zwischen sogenannter Nachrüstungsdebatte, Tschernobyl und Bundestagswahl 87» (Thürmer-Rohr 1987, 7). Es ist die Bewegung aus «der Täuschung in die Ent-Täuschung», wie sie ihren berühmten Essay zur Mittäterschaft von Frauen, erstmals publiziert 1983 in der Zeitschrift *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, titelte. Ja, Christina Thürmer-Rohr ist eine Vagabundin, eine vagabundierende Welt-Leser*in, getrieben, von einer «Fragewütigkeit» (ebd.), die dort entsteht, wo die «ordentliche Optik» aufgegeben wird. «Es ist trügerisch zu meinen, Frauen führten mehr oder weniger und vielleicht sogar zunehmend ein unabhängiges Eigenleben parallel zu den patriarchalen Taten; sozusagen an einem anderen Ort» (Thürmer-Rohr 1987, 41), schreibt sie in jenem Essay zur Mittäterschaft. Eine «differenzierte geschlechtliche *Interessenverquickung*¹ in den zivilisierten Patriarchaten», weil Frauen* sich dem «Normgefüge der polaren *Ergänzung* und der *Egalität* von Frauen und Männern» gefügt hätten, habe vielmehr deren Mittäterschaft hergestellt – eine Mittäterschaft, die im Ergebnis dazu führte, dass Frauen «Männer nicht verraten, bekämpfen oder in ihren Taten behindern» (ebd.).

In der Wirklichkeit ankommen. Die ordentliche Optik aufgeben. Sich aus der Täuschung in die Ent-Täuschung bewegen. Der differenzierten geschlechtlichen Interessenverquickung in den zivilisierten Patriarchaten auf den Grund gehen. Das bedeutete für Christina Thürmer-Rohr nicht zuletzt, auch sich selbst nicht zu schonen, besonders die eigene, die familiäre, gerade die affektive und emotionale Verstrickung mit der patriarchalen, der rassistischen, der mörderischen Gewaltgeschichte des Nationalsozialismus nicht auszusparen. «Politische Grammatik der Gefühle» nennen wir heute (Bargetz 2014), was sie vor nunmehr dreißig Jahren an der eigenen Biographie

1 Alle Hervorhebungen in Zitaten im Original

herausarbeitete. Im Essay «Liebe und Lüge: <Meine geliebten Kinderchen>» (Thürmer-Rohr 1987) unterzieht sie die Feldpostbriefe des Vaters – «überzeugter Nationalsozialist, deutscher Offizier und evangelischer Pfarrer» (ebd., 57) – mehr als vierzig Jahre, nachdem sie geschrieben, abgeschickt, empfangen, gelesen und vorgelesen wurden, einer kritischen Re-Lektüre. Sie verschweigt nicht, wie sie die Briefe nach dem Krieg, als der Vater längst den «Heldentod» gestorben war, «oft und immer heimlich gelesen» habe und dabei «die Schrift hinter Tränen verschwommen» sei (ebd.). Akribisch und bar jeglicher Sentimentalität legt sie die «Einübung in eine soldatische Moral für Mädchen» frei, (ebd., 59), die sie als «Kernaussage aller Briefe» des Vaters identifiziert – und die sie auch in ihrem ersten Lesebuch, Hirts Deutsches Lesebuch für Mädchen, Oberschule Kl. 1, aus dem Jahr 1939, wiederfindet. «Es geht» dabei «zuerst um die Produktion einer Beziehung: Frauen/Mädchen sollen ihre Gefühle, Gedanken und Interessen auf diese Männer ausrichten. Wenn sie das tun, erübrigt es sich, im einzelnen auszumalen, mit Hilfe welcher Eigenschaften sie sich auf diese Männer <beziehen>, sie verehren, erträumen, begehrenswert finden sollen. Wenn der erste Schritt gelingt, folgt der zweite wie selbstverständlich nach: die emotionale Energie und Phantasie auf die Kombination Mann/Krieg, Mann/Held zu richten und dann natürlich das ganze Glück darin zu sehen, einen solchen Mann zu gewinnen, zu behalten, zu versorgen, zu ihm zu gehören, ihm zu dienen und sich ihm zu unterwerfen, denn sonst kann er nicht das bleiben, weswegen er so angebetet zu werden verdient, ein deutscher Held, im großen und im kleinen» (ebd., 62).

Nein: Frauen und Mädchen waren nicht ausgeschlossen aus dem nationalsozialistischen Erobern, Vernichten und Morden; in einem «*gnadenlos-normalen* Zusammenspiel von Sorge und emotionaler Rückmeldung der Versorgten» (ebd., 69) wurden sie Teil der Kriegsmaschine, dazu erzogen, Empathie nur für die Einen, die Eigenen, zu empfinden, während das Recht der Anderen, in der Welt zuhause zu sein, radikal negiert wird. Noch in den scheinbar privatesten Formulierungen der Briefe des Vaters findet Thürmer-Rohr diese untrennbare Verflechtung von Liebe und Lüge: «*Wir erfuhren*: Deutsche Soldaten erobern ein Land, um wieder bei ihren Kindern zu sein. *Statt*:

Deutsche Soldaten erobern ein Land aus Eroberungs- und Unterwerfungswillen, ein Verbrechen, nicht, um Kindern etwas Gutes zu tun» (ebd., 74).

Vielleicht verdanken wir es dieser Einsicht in die «*Untrennbarkeit* von Liebe und Lüge» (ebd., 75), die Christina Thürmer-Rohr zur Wirklichkeitssucher*in, zur Weltleser*in werden ließ. Zu einer Denker*in, mit anderen Worten, deren Schreiben bis heute motiviert ist vom Wunsch zu verstehen, geprägt von jener – in den Worten ihrer vielleicht wichtigsten Stichwort- und Ideengeber*in Hannah Arendt – «nicht endenden Tätigkeit, durch die wir Wirklichkeit, in ständigem Abwandeln und Verändern, begreifen und uns mit ihr versöhnen, das heißt durch die wir versuchen, in der Welt zu Hause zu sein» (Arendt 1994, 110). Arendt nennt dies «*Amor Mundi*», Liebe zur Welt. Es ist diese Welt, jenes «zerbrechliche und riskante Gebilde von Menschenhand und Menschengestalt», die «allen gehört und alle beheimaten soll», wie Christina Thürmer-Rohr in einem ihrer jüngsten Essays, «Kontroversen zur Kohabitation. <Denken von Anderswo>» (2015, 320), in Anlehnung an Arendts Ausführungen in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* (1993) schreibt, der auch Christina Thürmer-Rohrs Liebe und denkende Zuwendung gilt. Und gerade weil diese Welt ein so zerbrechliches und riskantes Gebilde von Menschenhand ist, für deren Fortbestand ein «Sprechen unersetzbar» ist, ein Sprechen, «das die menschliche Fähigkeit zu einer <denkenden Zuwendung> zu dem, was außer mir ist, beansprucht – ein Anspruch, der nachvollziehen will, was es bedeutet, wenn Menschen aus dieser Welt herausgestoßen werden, wenn die gemeinsam bewohnte Welt auseinanderbricht und Menschen allein auf sich selbst zurückgeworfen sind» (2015, 320) –, deshalb braucht die Welt Freund*innen wie Christina Thürmer-Rohr. Freund*innen, die der Welt eine neue Wirklichkeit geben, indem sie sie anders lesen – und die, wie sie im Essay zur Kohabitation schreibt, im «Versuch, aus sich selbst herauszutreten» (ebd.), konkrete Andere im eigenen Bewusstsein versammeln und in die eigene Gegenwart holen. Uns daran erneut erinnert zu haben, dass diese Anderen fortan zwar den eigenen inneren Raum bevölkern, sie im Gedächtnis bleiben, sie uns beobachten und bedrängen, uns etwas zumuten, dass sie gleichwohl

unentbehrlich sind, weil es die Welt selbst ist, die, da sie ihr «Dasein den Menschen verdankt» (Thürmer-Rohr 2001, 157), ansonsten auf dem Spiel steht, ist einer der vielen Freundschaftsdienste, die Christina Thürmer-Rohr der Welt erwiesen hat. Dass wir uns noch lange an solcher Freundschaft erfreuen dürfen, darauf hoffen wir.

Literatur

- Arendt, Hannah (1993): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München/Zürich: Piper.
- Arendt, Hannah (1994): *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*. München/Zürich: Piper.
- Bargetz, Brigitte (2014): Jenseits emotionaler Eindeutigkeiten. Überlegungen zu einer politischen Grammatik der Gefühle. In: *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Hrsg. von Angelika Baier u.a. Wien: Zaglossus, 117-136.
- Goodman, Nelson (1984): *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thürmer-Rohr, Christina (1983/1987): Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen. In: *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 38-56.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987): Liebe und Lüge: «Meine geliebten Kinderchen». In: *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 57-76.
- Thürmer-Rohr, Christina (2001): Anfreundung mit der Welt – Jenseits des Brüderlichkeitsprinzips. In: *Die Neubestimmung des Politischen. Denkbewegungen im Dialog mit Hannah Arendt*. Hrsg. von Heike Kahlert und Claudia Lenz. Königstein i.T.: Ulrike Helmer Verlag, 136-166.
- Thürmer-Rohr, Christina (2015): Kontroversen zur Kohabitation. «Denken von anderswo». In: *feministische studien 2_2015* (33. Jg.), 308-322.



Christina Thürmer-Rohr am Keyboard im Übungskeller im Berliner Mehringhof, 1979

Ichnah

Von Gerd Conradt

Sehen, schauen, einen Blick erhaschen, einen Ausdruck fixieren. Bilder in der Erinnerung. Einen Raum modellieren, in Gedanken, mit der Hand, mit Material. Stein, Eisen, Holz, Plastik – in der Cloud; mit Worten.

Nachdem ich mich in Filmen mit dem Atem, speziell der Atempause, dem Wasser und seinem Kreislauf befasst hatte, suchte ich nach einer Antwort auf die Frage: Wie sieht Denken aus? Die Plastik «Der Denker» von Auguste Rodin ist als Abbildung in jedem Schulbuch zu finden. Für Jungen, die in der Welt etwas werden wollen, kann so ein Abbild Vorbildfunktion haben. Rodin zeigt den nackten athletischen Körper eines Mannes in gebeugter Haltung. Eine Hand stützt das Kinn und verdeckt dabei den Mund. Die Augen liegen tief verschattet in ihren Höhlen. Schwere Gedanken scheinen auf ihm zu lasten. Der Mann steht unter Spannung. Dieses französische Nationaldenkmal, für das der muskulöse Preisboxer und Ringer Jean Baud Modell stand, wird als Symbol menschlicher Vernunft und Schöpferkraft angesehen.

«Die Denkerin», die mir im Café Einstein in Berlin gegenüber sitzt, Christina Thürmer-Rohr, wirkt zart, zerbrechlich – gehüllt in eine schwarze Lederjacke, ihr Blick freundlich prüfend, abwartend – konzentriert auf ihr Gegenüber. «Ich will einen Film über dich machen», sage ich und spüre, als der Satz heraus ist, auf dem Tisch liegt, ein Unbehagen. Ich fühle eine Verpflichtung in mir aufsteigen: Ein Mann, ein Wort. Denn ich habe Erfahrung und weiß, was es heißt,

solch ein Angebot zu machen. Ein TV-Film, ein Kinofilm, ein freies Experiment, ein Low-Budget-Film – was kann es werden? Wer wird dafür Geld geben? Es kommen Zweifel auf. Denn im Gegensatz zu Rodins Denker bin ich kein kräftiger Muskelmann, weder körperlich, noch geschäftlich, der das Gedankenvolumen von Christina Thürmer-Rohr, das so klar und offen, scheinbar wie ein Leichtgewicht daherkommt, glaubt, stemmen zu können. Der Mut zu dieser Frage hat einen Vorlauf: Vor vierzig Jahren haben wir zusammengearbeitet, als die junge Professorin mich, den «Videopionier», zu einem ihrer Assistenten machte.

Die Grundlage für ein Filmprojekt ist ein Exposé. – Ich schreibe: Eine Denkerin aus Deutschland. Im offenen Gespräch: Nach Wesentlichem suchend, im Vielen und Verschiedenen, im Interesse an einer gemeinsamen Welt. Als Akt des Erinnerns inszeniert der Film Vergangenheit in der Gegenwart.

Wir treffen uns an einem Tag in ihrer Bibliothek und sprechen miteinander über ihr Leben.

Fragen, die sich klassisch am Verlauf ihres Lebens orientieren, sind Hilfsmittel, Antworten Zielpunkte, keine festgelegten Markierungen. Sie kreisen neben den Fragen zur Biografie um die Themen der Frauenbewegung: das Patriarchat und die Mittäterschaft von Frauen bei der Entstehung und Ausübung von Gewalt, die Bedeutung des Bösen. Wir sprechen über Schreiben und Denken, über Forschung und Lehre – über Musik. In den Denk-Pausen spielt CTR Klavier oder Orgel. Neben zwei Flügeln stehen diese beiden Instrumente in der Wohnung – und wir werden sie an den Drehtagen nutzen, das Musizieren als (Energie-)Quelle für das Weiter-Denken-Sprechen erfahren.

Wie wird die Protagonistin auf die Anwesenheit von Medien reagieren, die eindringen, herausfordern, festhalten – Beweise sammeln, Zeit abbilden? Deren technischen Blick auf ihren Körper? Ihr Gesicht, «Spiegel der Seele», Speicher von Informationen, «Datenträger», wird erkundet, erforscht, fixiert. Bilder aus dem Land der Wirklichkeit – das Bild als «Fenster zur Wirklichkeit». In Anlehnung an das Denken von Hannah Arendt entsteht ein «Film ohne Geländer».

Musik, orientiert an den Fugen von Johann Sebastian Bach – dem Prinzip der vielfachen Variation eines Themas –, bestimmt die Dramaturgie des Films auf einer Ebene, die scheinbar kontrapunktisch zur Biografie verläuft. Bach ist im Leben von Christiane Thürmer-Rohr eine Konstante, auf ihn war und ist immer noch Verlass. Das enge Korsett der Zeitmaschine Film wird geöffnet, um die Vielfalt des Lebens aufscheinen zu lassen. Zusammen mit CTR erkundet der Film die Bodenlosigkeit, die freies Denken auslösen kann.

Eine Filmkamera ist eine Zeitmaschine, sie verwandelt Licht in Bilder und nimmt den Ton in HiFi-Qualität auf. Film ist Zeit und Raum, in dem sich die Handlung ereignet. Filmarbeit ist eng verwandt der Tätigkeit einer Bildhauerin, eines Bildhauers. Nachdem ich die meisten Texte von Christina Thürmer-Rohr gelesen hatte, speziell die feministischen *Vagabundinnen*-Essays, sitze ich ihr dann doch wie ein leeres Blatt gegenüber und reflektiere ihre Gegenwart, ihre Präsenz – beobachte konzentriert, wie sie formuliert, sich erinnert, innehält, sucht, sich äußert, ergänzt, Gedankengebäude baut, die in ihrem Gesicht, in ihrem Körperausdruck sichtbar werden. Ist das Denken – was ich da sehe?

Unser Film bekam den Titel: *anfangen*. «Ich bin eigentlich immer eine Anfängerin gewesen, ich habe immer wieder neu angefangen. – Also man ermüdet immer wieder von Dingen, die man zehn Jahre lang vielleicht richtig gefunden hat, man möchte Neues finden, auch neue Menschen, neue Gedanken, neue Sichten, neue Perspektiven auf die Welt finden. Und wenn man so ist oder so denkt, dann heißt das natürlich, dass man immer wieder zur Anfängerin wird. – Das heißt aber nicht, dass man beliebig mal das, mal das, mal das macht – das heißt es überhaupt nicht, sondern das heißt, dass man sich den Grundfragen, den Grundthemen immer wieder von anderen Seiten aus zu nähern versucht. Und wie gesagt, mit vollem Risiko.»

Christina Thürmer-Rohrs Texte erscheinen zeitlos, klingen frisch – die darin formulierten Gedanken sind brandaktuell. Viele ihrer ungezählten Wortschöpfungen liebe ich: «ichnah» ist so eine Konstruktion, die mein Wortempfinden reizt, mich zum Nach-Denken bringt. Was steht da nebeneinander? Ich und nah? Im Zusammenhang, in dem ich das Wort gefunden habe, meint es: Ahnung, Wit-

terung. Will das Wort signalisieren, dass es eine Zeit geben könnte, in der ein noch unbekanntes ICH zu sich, dem bekannten ICH, in Verbindung tritt? Dass dieses ICH Vergangenheit und Zukunft nicht trennt, im Gegenwärtigen lebt?

anfangen wurde gut aufgenommen, wird immer noch oft gezeigt. Christina Thürmer-Rohr gilt mein Dank, nicht nur, weil sie sich mir anvertraut hat, sondern auch dafür, dass sie zu ungezählten Vorführungen quer durch Berlin und Deutschland gereist ist, mit dem Publikum in den meist ausverkauften Kinos diskutiert hat. Meine anfänglichen Bedenken haben sich umgekehrt in Freude und Dankbarkeit, dass uns ein solch schönes Lebensdokument gelungen ist. Es ist an der Zeit, dass Rodins Plastik «Der Denker» ein Gegenüber bekommt, eine Denkerin – ichnah.

P.S.: Film ist Teamarbeit, mein Dank gilt dem Gunda-Werner-Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung, Laura Gallati für ihre Mitwirkung, Hedwig Korte für ihre Mitarbeit am Konzept – sowie Ute Freund (Kamera), Ivonne Gärber und Ulla Kösterke (Ton), Astrid Vogelpohl (Schnitt), Lutz Glandien (Tonmischung), kinoglas-films, Daniela Schulz (Produktion).

Ein Ort für Vagabundinnen

Von Claudia Koppert

Berlin-Friedenau, Sarrazinstraße, in der zweiten oder dritten Etage wohnte im November 1986 Christina Thürmer-Rohr. Ich war angemeldet. Draußen schien am späten Vormittag die Sonne, in der Wohnung waren die Rollos heruntergelassen, das Licht war gedämpft.

Sie, gefühlte zwei Kopf größer als ich, musterte mich. Ich gehörte augenscheinlich nicht zur Szene gestandener, prominenter Westberliner Feministinnen, die sich alle kannten oder zumindest einmal gekannt hatten. Eher in die Preisklasse ihrer Studentinnen.

Im Grunde hatte sie bereits am Telefon abgewunken, als ich ihr vorschlug, aus ihren bisher nur verstreut oder in den *beiträgen zur feministischen theorie und praxis* erschienenen Vorträgen ein Buch zu machen; am besten für den Orlanda Frauenverlag, denn dort arbeitete ich. Eigentlich war die Sache also bereits gelaufen. Sie ging ins Nebenzimmer und holte den Vertrag mit einem großen Taschenbuchverlag, den sie nur noch unterschreiben müsse. Das hatte sie bereits am Telefon angedeutet. Aber sie zögerte zu unterschreiben, sagte sie, sie könne sich einfach nicht dazu entschließen, und las mir die Klausel vor, die ihr Kopfzerbrechen bereitete. Die verpflichtete sie, die Vorträge zu überarbeiten und Wiederholungen sowie Überschneidungen zu streichen. «Aber wie soll das gehen?» Die Texte seien komponiert, Wiederholungen unvermeidlich, näherten sie sich einem Thema doch von verschiedenen Seiten an. Und woher die Zeit nehmen für diese aufwändige Arbeit? Die Klausel verlangte in ihren Augen Unmögliches.

«Bei uns wären die Streichungen auch notwendig, aber ich helfe selbstverständlich dabei. Ich kann das.» Da stand ich immer noch mitten im Zimmer, dunkelblauer Baumwollanorak, Cordhosen, den Fahrradkorb vor die Füße gestellt. Bei Orlanda würden wir Autorinnen intensiv unterstützen, für uns sei das Tagesgeschäft. Als kleiner, engagierter Verlag ... *Farbe bekennen*, ein Buch afro-deutscher Frauen, gerade erschienen ..., davon hatte sie gehört. Dass die beiden Orlanda-Verlegerinnen meiner Idee, ihr die Herausgabe ihrer gesammelten Vorträge und Aufsätze vorzuschlagen, reserviert gegenüberstanden, sagte ich natürlich nicht.

Roswitha Burgard und Dagmar Schultz, die Verlegerinnen damals, hielten die Tatsache, dass Frauen zu Hunderten in Christina Thürmer-Rohrs Vorträge pilgerten, für ein leicht fragwürdiges lokales Phänomen. In Westdeutschland, der Schweiz, in Österreich, da kenne sie doch niemand. Ich argumentierte mit der inhaltlichen Relevanz und – was vielleicht überzeugender war – damit, wie diese Vorträge auf mich selbst wirkten: Das Aufatmen, das sich jedes Mal bei mir einstellte, selbst wenn ich inhaltlich widersprach – endlich traut sich mal eine was! Die Idee von freiem Geist, die aus den Texten leuchtete und sich so gut anfühlte. Da machte sich eine die Mühe und hatte ein hohes Vermögen, präzise, differenziert und dennoch grundsätzlich über das Patriarchat zu sprechen, ohne den Mann zu verteufeln und die Frau zu idealisieren. Über das Mittun der Frauen ohne Hang zu Misogynie. Über den drohenden Atomkrieg, die neuen Heimen Spiritualität, Therapie ... Sich selbst ernst nehmend, andere ernst nehmen können und wollen – das war ansteckend. Was gab es Besseres, als sich davon anstecken zu lassen? Frauenbewegungen, überhaupt soziale Bewegungen, mussten nicht in Dogmatismus, Denk- und Fühlverbote, im Opferstatus und nicht in Selbstgerechtigkeit enden.

Mit dem Vertragsangebot des großen Taschenbuchverlags hatte ich jetzt das schlagende Argument für meine beiden Verlegerinnen in der Hand: «Wir schnappen denen das Projekt weg.»

Das Arbeiten mit Christina Thürmer-Rohr, auch bei zwei weiteren Büchern, war zum einen völlig problemlos: Mal ein Komma hin, mal ein Komma weg, mal ein «sei» statt «wäre», ein «solle» statt

«sollte» oder umgekehrt, um die Kohärenz im Modus oder Tempus herzustellen, mal eine Umstellung, ein anderer Ausdruck. Ganz gelegentlich einen Tippfehler korrigieren. Da war nicht viel, die Manuskripte waren tipptopp gearbeitet. Zum anderen erinnere ich mich an Diskussionen, etwa über weibliche Endungen. Unsere Diskussionen fanden bei geöffnetem Fenster statt, im Winter, *Vagabundinnen* entstand im Winter. Ob im Verlag, bei mir zu Hause oder in der Sarrazinstraße – Christina Thürmer-Rohr machte erst ein Fenster auf, bevor sie sich eine ansteckte, denn ich rauchte nicht. Das mit dem Fenster vergaß sie nie. Um mir dann zu erklären, warum sie diesen oder jenen meiner Vorschläge nicht annehmen konnte. Warum es genauso, wie es da stand, sein musste. Um dann zu sagen: «Du hast recht, aber ich will es so lassen.» Worauf ich erwiderte: «Es ist dein Text. Du musst es wissen. Meine Vorschläge sind nur Anregungen.»

Hinweise an Stellen, die nicht ideal oder kurzschließend oder redundant sind. Am Ende fand sie in der Regel dann doch eine Lösung, besser als die von mir vorgeschlagene, weil das eben bei dem Niveau der Manuskripte so ist: Da kann ein Lektorat nur auf etwas aufmerksam machen. Fehlende Stringenz der Argumentation, Doppelungen, Gedankenübersprünge ... Es war dein Text, Tina, und mir war's ein Vergnügen, mit dir daran zu arbeiten, auch wenn wir uns gelegentlich furchtbar aufgeregt haben. Hohe Qualität ist eben Arbeit.

Vagabundinnen, die Essaysammlung, die im Winter 1986/87 entstand, verkaufte sich viele Tausende Mal und erreichte, soweit ich das überblicke, sechs Auflagen. Der Taschenbuchverlag erwarb schließlich Jahre später die Rechte für eine eigene Ausgabe.

Mein Besuch in der Sarrazinstraße ist dreißig Jahre und ein paar Tage her. Als wir uns im Prinzip einig waren, fing sie an, von ihrem fünfzigsten Geburtstag zu schwärmen, den ihre Studentinnen für sie ausgerichtet hatten. Das war nur ein paar Tage her gewesen, sie war noch ganz euphorisiert davon. Eine solche Geburtstagseuphorie wünsche ich jetzt natürlich auch für die Tage nach dem achtzigsten!



Christina Thürmer-Rohr im Gespräch mit Sabine Hark und Ines Kappert, Berlin, 2016

Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen

Ein Gespräch am 4. Oktober 2016 über Feindschaft zwischen
Christina Thürmer-Rohr (C.T.R.), Sabine Hark (S.H.) und Ines
Kappert (I.K.)

I.K.: Angesichts des Rechtsrucks in Deutschland und in Europa sagten Sie, es wäre an der Zeit, mehr über Feindschaft nachzudenken. Was meinten Sie damit?

C.T.R.: Der Anlass war ein Interview mit dem französischen Philosophen Alain Finkielkraut in der ZEIT. Er sagte dort, die Deutschen hätten mit ihrer Willkommenskultur im letzten Jahr einen folgenschweren Fehler begangen: Sie würden Feinde nicht als Feinde erkennen. Sie würden sich mit eingewanderten Muslimen den Antisemitismus ins Land holen und darauf verzichten, die europäische Zivilisation zu verteidigen. Deutschland wolle sich von seinem historischen Makel freikaufen, indem es sämtliche Einwanderer in bloße *Anderere* verwandele und so die Grenze zwischen Anderen und Feinden missachte. Man traue sich nicht, Feinde als *Feinde* zu benennen. Wer das dennoch tue, gelte als Rassist. Uns sei mit unserem Antirasismus ein realistisches Weltbild abhandengekommen. Auch wenn ich Finkielkrauts Einwand ablehne, fragte ich mich: Was machen wir eigentlich mit der Feind-Frage?

I.K.: Hat Finkielkraut recht, sind die Deutschen aufgrund des Holocaust zu feige, ihre heutigen Feinde zu erkennen?

C.T.R.: In Westdeutschland haben wir jahrzehntelang das Wort «Feind» weitmöglichst vermieden, das stimmt. Wir haben lieber von *den Anderen* gesprochen. Das rechtsstaatliche Demokratieverständnis kennt Meinungsgegner, Meinungsstreit, Streitkultur, Kontroversen. «Feinde» gehören ins Ressort Kriminalität und sind der Justiz

und der Polizei überlassen – oder auch dem Militär. Demokratie- und Menschenfeinde, die nicht direkt Gesetze brechen, gehören also in den Zuständigkeitsbereich der Zivilgesellschaft.

I.K.: Was ist falsch daran?

C.T.R.: Die Frage ist, wie wir den Unterschied zwischen Anderen und Feinden verstehen. Können wir weiterhin auf den Feind-Begriff verzichten, so wie wir es die ganze Zeit gemacht haben? Übrigens im Unterschied zur DDR. Sie hatte den Klassenfeind, den Westen als Kardinalfeind, die Dissidenten waren Feinde der DDR. In der politischen Bildung der BRD ging es dagegen weniger darum, Feinde zu orten, sondern es wurde eher versucht, Feindbilder zu entlarven, das heißt Feindschaft als Projektion und Wahrnehmungsirrtum zu verstehen, als unser Vorurteil. Das kann man als eine Errungenschaft verstehen, finde ich. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit.

I.K.: Doch jetzt werden vermehrt Personen sichtbar und laut, die sich in demokratisch gewählten Parteien organisieren und demokratischen, vielfältigen, antirassistischen Ideen von Zusammenleben feindselig entgegentreten.

C.T.R.: Ja, das sind keine Feindbilder, sondern das sind konkrete Akteure, Fremdenfeinde, Frauenfeinde, Menschenfeinde, Feinde der Wahrheit, Feinde der Tatsachen etc. Und es ist die Frage, wie auf sie zu antworten ist. Mit Fluchtreflexen? Mit Totstellreflexen? Mit Kampfreflexen? Boykottieren, distanzieren, attackieren, ausgrenzen, einbinden? Gestern Abend habe ich mich gefreut, als Claudia Roth bei den Feierlichkeiten zur Deutschen Einheit in Dresden zumindest versuchte, die Pegida-Leute anzusprechen. Dabei ging es sicher nicht um Erfolg im Sinne einer Verständigung, sondern ums schiere Entgegentreten, ums Sichtbarwerden.

I.K.: Es geht also darum, sich von dem Hass und den Anfeindungen nicht verdrängen zu lassen und im Gegenteil im Gespräch präsent zu bleiben. Ermöglicht die Wahrnehmung etwa von Pegida-Anhänger*innen als Feind*innen der demokratischen Zivilgesellschaft ein Mehr an Präsenz?

C.T.R.: Ja. Denn nur so werden die Positionen erkennbar und klar.

I.K.: Ich habe einen Vorbehalt gegenüber dem Begriff «Feindschaft», denn ich verbinde damit eine Militarisierung des Denkens und Han-

delns. Feinde dürfen im Zweifel getötet werden, mit Gegner*innen muss ich mich mit zivilen Mitteln auseinandersetzen, ihre Positionen muss ich bedenken, sie sind prinzipiell legitim.

C.T.R.: Aber in der Demokratie landen idealiter ja alle, die direkt gegen die Rechtsordnung verstoßen, beim Justizapparat, sie werden dort «verarbeitet», da sie das Gewaltmonopol des Staates verletzt haben. Die Frage bleibt bestehen, wie wir mit der Tatsache umgehen, dass die Zivilgesellschaft nicht nur ihre hässliche, sondern auch ihre feindliche Seite hat.

S.H.: Mir leuchtet nicht ein, warum wir Feindschaft nur militarisiert oder gar bellizistisch denken können sollten. Die klassische Soziologie würde jetzt mit Georg Simmel kommen, der sagt: Freund und Feind sind die beiden Idealtypen von Vergesellschaftung. Es sind die beiden legitimen Weisen zu existieren. Damit ist eben gerade nicht gesagt, dass die, die nicht zu mir gehören, diejenigen sind, die vernichtet werden dürfen. Es ist vor allem eine Weise, zwischen Zugehörigkeit versus Nicht-Zugehörigkeit zu unterscheiden. Das Paradox, so würde Simmel sagen, ist ja gerade: Wir brauchen die Feinde. Wenn wir keine Feinde mehr haben, können wir auch nicht definieren, wer die Freunde sind. Also müssen die Feinde am Leben bleiben; es muss immer Feinde geben. Die eigentlich Verstörenden, zumindest in der Moderne, sind die Fremden. Mithin diejenigen, die heute kommen und morgen bleiben.

I.K.: Auch die Mehrheit in Deutschland denkt, es gäbe zu viele Menschen, die heute oder gestern gekommen sind und morgen immer noch da sein werden.

S.H.: Um dieser haltlosen Rede von der Überforderung etwas entgegenzusetzen, müssen wir vielleicht weniger lernen, Menschen als Feinde zu behandeln, als vielmehr verlernen, sie als Fremde zu sehen. Gleichzeitig gilt es zu definieren: Auf welcher Ebene reden wir über Feinde? Klar, der Staat hat immer Feinde definiert. Zum Beispiel war die RAF in den 1970er Jahren seitens des Staates ganz klar ein Feind. Viele Linken haben eher den Staat als Feind begriffen. Der Soziologe Karl Popper wurde in den 1960er Jahren mit seinem Buch berühmt: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Das waren aus seiner Sicht der Stalinismus und der Faschismus.

C.T.R.: Zygmunt Baumann hat die eindeutige, trennscharfe Freund-Feind-Unterscheidung als einen «behaglichen Antagonismus» bezeichnet. Das heißt, Feinde sind immer das, was «wir» *nicht* sind: das Gegenteil von «uns». Diese Freund-Feind-Opposition war ein wirksames Mittel des modernen Ordnungsschaffens, mit dem das Richtige vom Falschen, das Gute vom Schlechten endgültig getrennt werden sollte: ein Mittel, das Eigene von allen Mehrdeutigkeiten zu säubern und schließlich der Ausrottungspolitik den Weg zu bereiten: «Wir» richten uns in unserer Identität, unserer nationalen oder völkischen oder sonst welchen Identität ein, wir können uns anmaßen zu definieren, wer dazu gehört und wer nicht, wer also unser vorab kategorisierter Feind ist. Feinde scheint man zu kennen. Das ist der Unterschied zum Begriff «Fremden». Diese funken dazwischen. Sie irritieren die Identitäten, weil niemand weiß, ob sie sich als Freunde oder Feinde entpuppen werden. Was denken sie, was machen sie, was wollen sie, was haben sie vor? Man kann sie nicht einschätzen. Ihre Undurchschaubarkeit macht sie vielleicht für manche vorübergehend attraktiv, vor allem aber wirkt sie bedrohlich. Sie führt zu ungewohnten Verhaltensunsicherheiten, zum Verlust des Schlüssels, des Knowhow, um die Dinge ins Gewohnte einzuordnen. So wird zur Zeit alle Gewalt und Aggression mit Angst erklärt, mit einem Vertrauensverlust in die Ordentlichkeit der vertrauten Welt.

I.K.: Mir sind Pegida-Anhänger_innen genauso wie völkisch gesinnte Landsleute sehr fremd, obwohl sie zu Deutschland und seiner Geschichte gehören. Mir scheinen sie eine offene, postmigrantische Gesellschaft und auch mich als Frau* und Feministin weit mehr zu bedrohen als die Neuankommenden.

C.T.R.: Meines Erachtens sind Pegida und Co. aber nicht als «Fremde» bedrohlich, sondern als tatsächliche Feinde, sie haben sich als Feinde eindeutig entlarvt. Wir können sie kennen oder meinen sie zu kennen. Dagegen verkörpern Fremdheit und Fremde eine Ambivalenz, von der wir nicht wissen, was sich hinter ihr versteckt. Es ist diese Unheimlichkeit, die sie von realen Feinden unterscheidet. Und diese Fremdheit, dieses Nichtwissen ist, wie z.B. Julia Kristeva gezeigt hat, nicht nur ein Kennzeichen der Neuankömmlinge. Das ist ein Perspektivwechsel, mit dem Fremdheit keine außergewöhnliche Zumu-

tung wird, sondern eine Bedingung unserer Existenz in einer immer heterogenen Welt ist. Wir sind alle fremd! Wir tragen das Fremde auch in uns selbst. Wir sind in dieser Welt nicht heimisch in dem Sinne, dass wir Anspruch auf tadellosen Durchblick und sicheren Ort haben. Wir müssen oder wollen mit dieser Fremdheit leben, auch mit der eigenen Undurchsichtigkeit, statt die Fremdheit in eine bedrohliche Außenwelt zu verlegen. Es gibt keinen Grund zu meinen, wir könnten diese Welt, uns selbst und andere Menschen wirklich durchschauen. Ich bin jetzt schon so alt. Meine Generation stammt aus dem schrecklichen 20. Jahrhundert und hat den Nationalsozialismus und den Krieg und alles, was danach kam, miterlebt. Da ist ein Dauerkummer und Dauerschreck geblieben, der nie vergeht. Ich meine, das ganze Leben war nicht unbedingt dazu angetan, sich wirklich «heimisch» zu fühlen. Ich konnte mich der Formulierung «Kein Ort, nirgends» immer ganz gut anschließen.

I.K.: Auch feministische Ideen boten keine Heimat?

TTR: Natürlich war der Feminismus eine große Inspiration und Veränderung. Er war ein Ansiedlungs- und Verankerungsversuch, ein neuer Verstehensversuch. Und jeder Versuch zu verstehen hat zu tun mit einer Verankerung in der Welt: das heißt, dass wir hier zugehörig sind. Der Feminismus war ein Weg, diesen Ort zu finden. Das heißt aber nicht, dass die Fremdheit als eine Grundverfassung verschwunden ist. Das sehe ich aber nicht als Katastrophe an. Denn dass wir fremd sind, ist ein Faktum, eine Mitgift. Wir sind unfestgelegte, unfertige, offene Wesen, die immer wieder anfangen können, neu zu denken. Wir haben keinen Anspruch auf eine klar definierte Identität und Zuordnung und feste Definition dessen, was wir sind und was andere sind und wo und wie unsere «Heimat» ist. Jedenfalls nicht, wenn wir nicht völlig verdummen wollen.

I.K.: Die Verengung von Gegenwart auf das Vertraute bedeutet Verdummung?

C.T.R.: Ja, wer meint, Frauen mit Kopftuch gehören nicht hierher und Dresden ist die schönste Stadt der Welt und soll so bleiben, wie sie ist – dieser ganze Unsinn spiegelt vor allem den Anspruch, dass ein Ort in der Welt mein Ort sein soll, der so bleiben muss, wie ich ihn kenne. Und dass die Politik dafür zu sorgen hat, dass das so bleibt und dass

ich so bleiben kann, wie ich bin, ebenso wie meinesgleichen – aber nur die. Und die anderen? Mit denen will man nichts zu tun haben, sofern sie nicht werden wie wir.

S.H.: Mit Hannah Arendt gesprochen: Feinde sind die, die das Recht der anderen, in der Welt zu sein, auch in meiner Welt zu sein, bestreiten. Dann sind in der Tat eher Pegida, die rechten Angriffe auf die Demokratie, die wir derzeit weltweit erleben, das Problem. Viktor Orbán ist mit seinem Referendum über «Flüchtlingsquoten» in Ungarn zwar jüngst gescheitert. Dennoch: 98 Prozent derer, die am Referendum teilnahmen, haben dafür gestimmt. 40 Prozent wären damit für Orbáns völkische Politik. Wir erleben ähnliches in Österreich oder in der Tschechischen Republik. Wir erleben es in Polen. Wir erleben es in Frankreich, wo wir womöglich im nächsten Jahr eine Präsidentin Marine Le Pen haben werden. Das sind ziemlich viele Feinde der Demokratie, der Gleichberechtigung, der gleichberechtigten Teilhabe an Gesellschaft. Insofern würde ich Christina Thürmer-Rohr Recht geben. Wir brauchen ein schärferes Nachdenken über die Feinde der, wie Karl Popper es gesagt hat, offenen Gesellschaft, also über diejenigen, die die Welt für sich reklamieren und meinen, entscheiden zu können, wo sie die Zäune setzen dürfen und bestimmen können, wer mit ihnen innerhalb des Zaunes existieren darf.

C.T.R.: Wir können Feinde nicht einfach zum Verschwinden bringen. Sie sind da. Da hilft auch der Begriff «Diversity» nicht weiter, nämlich das Zutrauen in eine Verschiedenheit, die wie eine schöne Blumenwiese aussieht und mit sozialem Reichtum und ökonomischer Fruchtbarkeit gleichgesetzt wird. Das ist schön und gut, bagatellisiert aber das Problem. Das führt zum Diskursinfarkt. Wir müssen klar sagen, worum es geht. Um ein Zusammenleben, das nicht einfach bunte Vielfalt ist. Das politische Prinzip der Pluralität setzt auch Grenzen, es verlangt einen Abstand zwischen allen, um das schwierige Zusammenleben zu bewältigen. Und es verlangt den Nachvollzug des Standorts anderer und ist mehr als Emotion und Empathie. Es geht um ein humanes Menschenbild, das Menschen erlaubt, nicht zu hassenden Ungetümen zu werden. Hannah Arendt hat den berühmten Satz von Sokrates «Es ist besser, Übel zu erleiden, als Übel zu tun»

so interpretiert: niemand sollte mit einem Übeltäter oder Mörder zusammenzuleben. Denn Übel tun bedeutet, dass ich fortan mit mir als einer Übeltäterin zusammenleben müsste, d.h. mit einem inneren Gegenüber, das Gewalt und die ganzen Gemeinheiten zu meinem ständigen Begleiter machen würde. Und das würde den inneren Dialog vergiften und unmöglich machen. Der Dialog mit sich selbst ist aber die Grundlage des Denkens überhaupt. Und da sollte ich nicht mit einem Feind, sondern mit einem Freund sprechen können, der mir zwar nicht nach dem Munde redet, aber ein freundschaftliches Verhältnis zu mir hat und mir in diesen ganzen wahnsinnigen Antagonismen und Fragen, die das Leben mit sich bringt, hilft.

I.K.: Ist es an dieser Stelle nicht wichtig, die Figur der Selbstkritik und der Mittäterschaft oder Mittäter*innenschaft mitzudenken? Ich finde, es greift zu kurz, wenn wir Pegida oder eben auch die fremdenfeindliche Partei Alternative für Deutschland (AfD) als Feinde deklarieren und uns nicht fragen: Wie haben wir als überzeugte Demokrat*innen dieses uns feindliche Denken und Handeln mitproduziert?

C.T.R.: Wir haben als Feministinnen nicht von Feinden gesprochen, auch nicht in der Anfangszeit des Feminismus, sondern von «Tätern». Das ist kein Zufall. Wenn man von «Tätern» spricht, spricht man von Menschen, die Taten, Gewalt, Unrecht begangen haben. Dabei sind sie als Gesamtperson aber noch nicht zwangsläufig und vollkommen mit dieser Tat gleichgesetzt; Mensch und Tat bleiben unterschieden, denn Menschen können sich verändern. Sie können sich von ihren Taten emanzipieren, sie können sie bereuen. Ich glaube, es war gut, dass wir auf die Trennschärfe der Freund-Feind-Dichotomie verzichtet haben. Vor allem der Gedanke der Mittäterschaft von Frauen – ich meine übrigens nicht «Mittäter_innenschaft», sondern «Mittäterschaft», d.h. «mit dem Täter» – durchkreuzt die eindeutige Freund-Feind-Trennung. Da gibt es nicht die einen, die Frauen, die Guten, die Unbelasteten, und die anderen, die Männer, die das ganze patriarchale Unheil anrichten. Mittäterschaft meint, dass die unterdrückte Hälfte der Menschheit in der Lage war und ist, diese patriarchalen Taten zu unterstützen, zu billigen, zu vertuschen, ohne ihnen eine emanzipative Antwort entgegenzusetzen. Es war ein Ver-

such, Wege zu finden, um aus den Lawinen normativer und anderer Gewalt auszusteigen, d.h. nicht das Gleiche zu tun, auch nicht aus untergeordneter Position, sondern abweichende Antworten zu finden, etwas Anderes zu tun. Damals, Ende der 1980er Jahre, drehte sich alles um die Aufrüstung, um den Overkill West und Ost, auch um die Erschütterungen im ökologischen Bereich, Stichwort Tschernobyl. Hier mussten Alternativen gefunden werden, wir mussten etwas tun, das bisher noch niemand so richtig getan hatte: Wie Pilze schossen Frauenprojekte aus dem Boden, öffneten neue Orte und boten neue Formen der Kommunikation und der Freundschaften. Das war ein ungeheuer wichtiger Schritt. Von Tätern und Mittätern zu sprechen, war der Einsicht geschuldet, keine trennscharfe Unterscheidung zwischen Freund und Feind machen zu können. Denn wir wussten ja, dass Frauen in der Lage sind, die ganzen verhängnisvollen Taten mitzutragen, wenn auch von einem nicht-dominanten Ort aus. I.K.: Wir haben unser Gespräch damit begonnen, Denkräume auszuloten, die ein Nachdenken über Feindschaft eröffnen kann. Nun kommen Sie zu dem Schluss, dass die Dichotomie zwischen Freund und Feind zu schlicht sei. Feindselige, rassistisch und völkisch eingestellte Menschen indessen als Täter zu identifizieren, könnte auch jetzt einen angemessenen Umgang markieren. Das leuchtet mir ein. Denn dann stünden entsprechende Personen, Gruppen und Parteien in der Verantwortung und könnten sich nicht hinter einer vermeintlichen «Ich hatte eben Angst vor dem Fremden» verstecken. Gleichzeitig erscheint auch die sogenannte Mitte der Gesellschaft als Mittäter. Denn sie hat soziale Ungleichheit, Islamophobie und Rassismus ja immer auch mitgetragen und reproduziert. Welche Umgangsformen mit Feindseligkeit ergeben darüber hinaus Sinn?

C.T.R.: Ich denke, wir können auch die religiösen Aussagen zu Feindschaft nicht überspringen, die ja auch zur abendländischen Tradition gehören, z.B. den neutestamentarischen Satz: «Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen.» Natürlich kann man sagen: Dieser Satz ist vollkommen naiv, Feinde kann man nicht lieben, das wäre die totale Überforderung. Aber in diesem Satz geht es wohl weniger um ein Gefühl, als darum, auch Feinde in das Prinzip des Nichtverletzens und der Sorge einzubeziehen. Man soll den Zugang zu ihnen

behalten. Ansonsten gab es nur einen hassenswerten Feind, das ist der Satan. Den haben wir nun nicht mehr, weil wir daran nicht glauben. Wir können das Böse also nicht an ihn delegieren. Wir müssen damit hier und jetzt zurande kommen. Interessant ist, dass Arendt nicht von Feindschaft gesprochen hat, sondern von dem «Bösen» – eine Steigerung und Abstrahierung des Feindbegriffs in eine quasi metaphysische Dimension. Das Böse am Beispiel von Adolf Eichmann und dem Holocaust ist das, was nicht zu verzeihen, nicht gut zu machen und nicht zu verantworten und den Lebenden und Nachlebenden nicht zuzumuten ist. Denn mit der Tatsache, dass Menschen, eine Nazi-Clique, sich angemaßt haben zu entscheiden, wer die Erde bewohnen darf und wer nicht, kann niemand fertig werden, sie übersteigt unsere Verantwortungsfähigkeit. Das ist für Arendt das «Böse», ein Größenwahn, mit dem entschieden wurde, welche Menschen in der Welt anwesend sein sollen und welche nicht. Wir haben nicht zu entscheiden, welche Menschen bleiben und welche verschwinden sollen. Wir müssen mit den Anwesenden leben. Auch mit denen, die wir uns nicht ausgesucht haben, wie auch Judith Butler nicht müde wird zu wiederholen. Wir haben hier keine Wahl. Wir können nicht wählen, wen wir passend oder unpassend finden, wir müssen uns zu allen verhalten.

S.H.: Aber ist dann nicht doch der Feind-Begriff die größere Herausforderung? Gerade weil wir, mit Judith Butler gesprochen, gerade denen gegenüber, die wir uns nicht ausgesucht haben, die wir uns niemals aussuchen würden, die wir also nicht zu unseren eigenen machen können und auch nicht machen wollen, dass wir gerade denen gegenüber verpflichtet sind? Dass wir also unseren Feinden gegenüber verpflichtet sind. Wir haben auch ihnen gegenüber nicht das Recht, ihr Recht, in der Welt zu sein, zu bestreiten.

C.T.R.: Wenn man das so sagt, geht man aber weiterhin davon aus, dass die Feinde etwas ganz Anderes sind als wir selbst.

S.H.: Das stimmt. Dann sollten wir nicht auf starke Wir-Sie-Unterscheidungen setzen, sondern erkennen, dass es innerhalb derjenigen, die wir als Freunde definiert haben, auch Feinde geben kann. Und uns deshalb vor allem an Taten orientieren. Chantal Mouffe traf für mich eine ganz hilfreiche Unterscheidung. Sie sagt: Wir müssen das

Freund-Feind-Schema transformieren in ein agonistisches Verhältnis, in dem es unterschiedliche, einander entgegenstehende Sichtweisen geben kann und auch geben muss, auch um der Pluralität willen.

I.K.: Haben Sie eigentlich Lieblingsfeinde?

C.T.R.: Ob ich privat irgendwelche Feinde habe? Das weiß ich nicht. Ich habe mich im privaten Leben immer eher zurückgezogen, wenn ich mit jemanden nicht übereinkam. Aber auch aus dem politischen Feld könnte ich gerade keine Namen nennen. Früher war das anders: Ich habe ja mal in einer Band gespielt, sie hieß «Außerhalb». In einem Song, das war 1980, kurz nach dem Nato-Doppelbeschluss, haben wir lauter Namen von Verantwortlichen aufgezählt. Der Song hieß: «We don't need you»: Ronald Reagan, Jurij Andropov, Helmut Kohl, Erich Honecker, Menachem Begin, Caspar Weinberger, Pershing I, Pershing 2, Richard von Weizsäcker, Axel Cäsar Springer, Friedrich Zimmermann, Heinrich Lummer, Wilhelm Kewenig und der Bhagwan und der Papst. Und dann kamen nur noch Vornamen: Ronald, Richard, Helmut, Cäsar, Henry, Friedrich, Werner, Lothar, Norbert, Wilhelm, Heinrich, Hans Dietrich, Karl, Peter, Jürgen, Michael usw. Wir haben die alle als Feinde nominiert. Heute würde ich das nicht mehr machen. Es geht darum, nicht in Hass zu verfallen und auch nicht in Angst.

I.K.: Als Philosophin und Musikerin haben Sie gemeinsam mit Ihrer Partnerin, der Pianistin Laura Gallati, Musik und Philosophie zusammengedacht. Sie haben an beide Disziplinen die gleichen Fragen gestellt. In welchem Verhältnis steht Musik oder Ihre Musik zu Konzepten wie Feindschaft oder Mittäterschaft?

C.T.R.: Es gibt natürlich Feindschaft gegen bestimmte Musiken. Und es gibt Musik, die Feindschaften unterstützt – z.B. Hass-Songs, Militärmusik, Marschmusik. Das kennen wir aus der NS-Zeit, wie Lieder die Leute aufgeputscht und den Hass verschärft haben. Natürlich gibt es das. Musik ist ja nicht aus einer anderen Welt. Aber mich interessiert eine Musik, die dialogisch mit ihrem Material umgeht, mit den verschiedenen Tönen und Klängen. Als «Feinde» würden sie sich gegenseitig zerschlagen und kaputt machen. Als Kunstform folgt Musik m.E. eher einem dialogischen Prinzip, was Kontroversen nicht ausschließt. Für mich ist Musik ein unentbehrliches Mit-

tel, um das nicht zu verlernen: nämlich die Freundschaft zu einer Welt, die von Menschen hergestellt ist. Die Musik fällt ja nicht vom Himmel – obgleich sie manchmal so klingt –, sondern sie ist von Menschen gemacht, Weisheit oder «Schönheit» im nicht-reaktionären Sinn. Sie kann eine Lebensbegleiter*in sein, die einen versöhnt trotz aller grauenhaften Realitäten. Nicht um von ihnen abzulenken, aber um darauf zu bestehen, dass es auch etwas Anderes gibt und dass Menschen auch etwas Anderes können. Ich hoffe, dass ich noch lange Musik machen kann. Ich bin ja überhaupt nicht kirchlich oder religiös, aber ich gehe jede Woche in eine Kirche, weil nur da mein Instrument steht: die Orgel. Sie ist eine unglaubliche Erfindung, sie macht Räume weit und vielleicht auch irgendwie transzendent, das heißt, sie kann über die alltäglichen Hässlichkeiten und Schrecklichkeiten immer wieder hinwegheben. Eine Schönheit, die dazu führen kann, die Freundschaft zur Welt trotz ihrer Grausamkeit nicht zu verlernen.



Christina Thürmer-Rohr an der Orgel der Predigerkirche, Luzern, 1990

Wegbegleiterin

Von Gudrun-Axeli Knapp

Die Erfahrung, in Bewegung zu sein, gründet in der Erfahrung von Resonanz. Auf Antworten stoßen, Widerhall finden, wirksam werden – das trägt, das bindet und ist doch aus demselben Stoff, aus dem sich Projektionen kollektiver Stärke und die trügerische Gewissheit von Gemeinsamkeit speisen können. Keine der feministischen Denkerinnen der Anfangsjahre der neuen Frauenbewegung in der Bundesrepublik hat diese Ambivalenz eindrücklicher ausgeleuchtet als Christina Thürmer-Rohr. Ihre kompromisslose Zurückweisung aller Unterstellungen einer Gleichbetroffenheit und Ähnlichkeit von Frauen als Opfer oder «letzten Ausweg» (Garaudy) schlug bei der Veröffentlichung 1987 hohe Wellen. Ich erinnere bis heute das Gefühl einer Aufregung, die mich bei der Lektüre erfasste, einer Aufregung die sich einer bis dahin nicht gekannten Mischung aus grundsätzlicher Zustimmung, ja, Verbundenheit, und inhaltlichen Vorbehalten in einigen Details verdankte.

Auch wenn die Zersetzung feministischer Grundüberzeugungen in den *Vagabundinnen*-Essays (Thürmer-Rohr 1987) von Ferne an die in etwa zeitgleich formulierten Kritiken Schwarzer Feministinnen aus den USA und England erinnert und eine Emphase zeigt, die der späteren poststrukturalistischen Dekonstruktion eines Kollektivsubjekts «Frauen» ähnelt, ist Christina Thürmer-Rohrs Kritik in einer unverwechselbaren Tonlage formuliert. Dies hat nicht nur etwas mit der Unverwechselbarkeit einer individuellen Ausdrucksweise zu tun, die es zweifellos ist. Diese bildet sich selbst aber in einem

gesellschaftlich-kulturellen Kontext heraus, einem spezifischen historischen Resonanzraum, der unsere Wahrnehmung einfärbt und die Motive nahelegt, die das Denken und Sprechen in Bewegung bringen. Die historische Überantwortung bestimmter Probleme beeinflusst auf vielfältige Weise unsere Art des Fragens, des wühlenden Forschens, des Hindenken-Müssens und die damit verbundenen affektiven Besetzungen, auch wenn wir dessen nicht immer gewahr sind. Wir können es weder erzwingen noch verhindern, dass auch auf diese Weise Resonanzpotential entsteht, Resonanz zwischen denen, die eine geschichtliche Erfahrung teilen. Und doch ist das etwas Anderes als pure Zeitgenossinnenschaft, Kontemporalität, Kohortenschicksal. Man muss das historisch Nahegelegte auch aneignen, das Hindenken-Müssen wollen, das Hindenken-Wollen müssen.

Die Trümmer vergangener Katastrophen liegen in der Gegenwart. Und es sind viele. Christina Thürmer-Rohr denkt aus der Fassungslosigkeit heraus, aus der Verzweiflung über den Wahnsinn einer Geschichte von Kriegen und Vernichtung, einer Geschichte, die nicht vergeht, sondern sich in immer neuen Steigerungen fortschreibt. «Dass es <so weiter> geht ist die Katastrophe», schreibt Walter Benjamin (1982, 592) im Passagenwerk. Und an dem, was diese furchtbare Kontinuität ermöglicht, an dem Überhang an Vergangenen, der in die Zukunft ausgreift und die Möglichkeiten immer schon verstellt hat, arbeitet sie sich ab. Das ist das Lot, das Maß ihrer keineswegs unmäßigen Kritik. Unmäßig ist allein der gesellschaftliche Wahnsinn, die «monströse Börsartigkeit der Fakten unserer Zeit» (Thürmer-Rohr 1987b, 23): «...in diesem Jahrhundert gab es Vor- und Einübungen in die Gegenwart, die kaum eine menschliche Phantasie sich bis dahin auszudenken getraut hat» (Thürmer-Rohr 1987b, 21). Und keiner solle mehr sagen, die Lage sei nicht klar.

Die existenzielle Dringlichkeit ihres Denkens, die in immer neuen Wendungen umkreiste Erfahrung, mit Worten das nicht fassen zu können, um was es eigentlich geht, sind mir sehr nah. Christina Thürmer-Rohrs Empfindlichkeit für Sprache, das überscharfe Bewusstsein für die Korruptiertheit der Begriffe, mit denen wir die Gegenwart begreifen und zu gestalten beanspruchen (Frieden, Fortschritt, Zukunft, Modernität, Humanisierung), für den Selbstbetrug,

den wir begehen, wenn wir uns Paradiese ausmalen und uns selbst Schöndenken – sie stehen für eine Form des Welt- und Selbstbezugs, die im akademisch gewordenen Feminismus unserer Tage seltener geworden ist. Vernehmbarer als das schonungslose Aussprechen eigener Sprachlosigkeit ist heute eine professionalisierte Gender- und Diversity-Expertise, die sich allzu häufig mimetisch zum Gerede der Humankapitalisten verhält und das, wenn schon nicht für selbstverständlich, so doch für taktisch geboten ansieht.

«Wir müssen alles neu überdenken. Wir sind zurückgeblieben», schreibt Christina Thürmer-Rohr in dem Essay «Abscheu vor dem Paradies» (1987b, 36), und ich erinnere gut, dass ich diese Einschätzung, diesen Impetus, aufs Ganze zu gehen, aus vollem Herzen ebenso teilte, wie die Ahnung, dass Wissenschaft, die sich für dieses Vorhaben als allein autorisiert ausgibt und auf deren Versprechen auch ich mich eingelassen hatte, nicht hinreicht. «Hier ist momentan nur noch antisystematisch und aphoristisch weiterzumachen, oder lyrisch oder musikalisch» (ebd.). Ja!

Und doch führt in der feministischen Kritik, sofern sie sich auch in theoretisch reflektierenden Formen und in der Tradition einer Aufklärung artikulieren will, die ihr Scheitern zu begreifen sucht, kein Weg an der Mühsal der Ebenen vorbei. Was bleibt anderes, als an der Aufgabe festzuhalten, mit Begriffen gegen Begriffe zu denken (Adorno 1970, 19) und der Arbeit an einem Reflexionsvermögen, das sich nicht abschottet und professionell verengt. Das von der Musik lernt, von der Poesie und von allen Facetten der Vernunft.

In einem Punkt gab es zum Zeitpunkt der Mittäterschaftsdiskussion ein Moment der Nichtübereinstimmung. Das betraf die Auffassung von einem weiblichen Sozialcharakter. In Abgrenzung gegenüber jenen, die in «Weiblichkeit» lediglich ein ideologisches Konstrukt sahen, fasste Christina den Sozialcharakter als «Realisierungen (patriarchaler Zuschreibungen von Weiblichkeit) im Verhalten, Denken, Fühlen etc. der Frau» (Thürmer-Rohr 1989, 87). Diese Verbindung zwischen Verhältnissen und Verhalten erschien mir kurzschlüssig. Mit Susanne Kappeler, die das Roundtable-Gespräch der Mittäterschaftstagung kommentierte, fand ich es richtig, auf der Notwendigkeit der gründlichen Unterscheidung zwischen Weiblich-

keit und Frauen zu insistieren. Mit Christina teilte ich die Frage nach der Verinnerlichung von bürgerlichen Weiblichkeitsnormen und deren Kritik, fand aber Antworten plausibler, die den widersprüchlichen und durch andere Verhältnisse gebrochenen Charakter des Zusammenhangs von Individuation und Vergesellschaftung auch in der geschlechtstypisierenden Sozialisation ernst nahmen.

In der Musik bezieht sich Resonanz auf Schwingungen, auf Widerhall und Steigerung, auch auf das Mitschwingen von Saiten, die nicht gespielt werden. Für mich ist Christina eine wichtige Wegbegleiterin – auch ohne kontinuierliche Begegnung oder persönlichen Austausch. In ihren Texten habe ich eine Stimme gehört, die etwas auslöste, weil sie etwas mir Wichtiges auf ganz andere Weise ausdrückte, als ich es vermocht hätte. Das klingt nach.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1970): *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1982): *Das Passagen-Werk*. In: ders. *Gesammelte Schriften*, Bd. V. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987): *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987a): Das Ende der Gewißheit. In: *Vagabundinnen. Feministische Essays*, dies., Berlin: Orlanda Frauenverlag, 9-20.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987b): Abscheu vor dem Paradies. In: *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 21-37.
- Thürmer-Rohr, Christina (1989): Mittäterschaft der Frau – Analyse zwischen Mitgefühl und Kälte, In: *Mittäterschaft und Entdeckungslust*. Hrsg. vom Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 87-104.

Verbindung in der Abgrenzung

Von Nivedita Prasad

Während die Texte von Christina Thürmer-Rohr viele *weiße* Frauen direkt beeinflusst haben, so waren sie für mich – und möglicherweise für andere Women of Color und Jüdinnen – wichtig für die Abgrenzung beziehungsweise Schärfung der Differenz, die strukturelle und geschichtliche Lebensrealitäten prägen. Besonders prägend war dies im Kontext der Veröffentlichung des Bandes *Mittäterschaft und Entdeckungslust* (Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin 1989). In den Thesen zur Mittäterschaft geht Christina Thürmer-Rohr davon aus, dass «nicht nur der Mann verantwortlich ist für die Minderbewertung der Frau, durch sein tägliches Tun und Lassen, [...] sondern auch die Frau ist mitbeteiligt [...] an der mystifizierenden Hochbewertung des Mannes, seiner Produkte und Entscheidungen, auch wenn sie an deren Erstellung, Ausführung, Umsetzung, Durchführung im allgemeinen überhaupt nicht beteiligt ist (1989a, 31).

Gerade im Kontext von Gewaltverhältnissen ist diese These bestechend, zeigt sie doch auf, dass Frauen zu Mittäterinnen im Patriarchat werden können, und zwar durch ihre Haltungen, aber auch in ihren Handlungen, indem sie beispielsweise Taten von Männern billigen, ignorieren, großzügig über sie hinwegsehen, diese mittragen oder aber aktiv unterstützen – und damit auch den Nährboden für gewalttätige Handlungen bereiten.

Diese Publikation und die ihr vorausgegangenen Diskussionen haben dazu beigetragen, dass (feministische) Frauen begannen, die

ausschließlich kollektive Wahrnehmung von Frauen als Opfer im Geschlechterverhältnis in Frage zu stellen. Die Tatsache, dass sie es in Betracht zogen, möglicherweise auch Mittäterinnen zu sein, hat aus meiner Sicht viel damit zu tun, dass diese These von keiner anderen als Christina Thürmer-Rohr vorgestellt wurde. Sie war schon damals eine Ikone der *weißen* Frauenbewegung und dabei, eine genderspezifische Analyse auch in der akademischen Welt fest zu verankern. Mit diesen Positionen hat Christina Thürmer-Rohr auf eindrückliche Weise von ihrer Definitions- und Artikulationsmacht Gebrauch gemacht und damit die Diskussion um eine Täterschaft von Frauen überhaupt erst ermöglicht.

Leider wurde die These aber auch gelesen als eine, die davon ausgeht, dass Frauen «nur» Mittäter*innen sein können und nicht etwa auch Täterinnen. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch die Deklaration von KZ-Aufseherinnen, Denunziantinnen, Kriegsgewinnerinnen etc., als Frauen, die die harte Kennzeichnung [Täterin] allein zu verdienen scheinen (ebd., 15). Dies widersprach den Erfahrungen von Frauen, die neben der Zugehörigkeit zur Kategorie «Frau» auch selbstverständlich gleichzeitig Zugehörigkeiten zu anderen Kategorien intersektional vertraten und fortwährend auf die Täterschaft von Frauen hinwiesen.

Sie wiesen und weisen darauf hin, dass in anderen Herrschaftsverhältnissen – wie etwa Rassismus, Antisemitismus, Ableism, Heteronormativität und/oder Klassismus – Frauen* genauso an eigenen, selbstverantworteten Taten beteiligt sind, diese eigenständig durchführen und damit diese Herrschaftsverhältnisse auf alltäglicher, diskursiver, institutionalisierter und/oder struktureller Ebene unterstützen und verfestigen. Da diese Einwände vorwiegend von Frauen* kamen, die als «Andere» deklariert wurden, ließ sich ihre Kritik abtun mit dem Vorwurf der Illoyalität gegenüber feministischen Vordenkerinnen; übersehen wurde hierbei, dass die Kritiken ja von Feministinnen kamen – aber eben keinen hegemonialen Feministinnen.

Thürmer-Rohr selbst wies immer wieder darauf hin, dass sich die Mittäterschaftsthese ausschließlich auf die Komplizenschaft im Patriarchat bezieht und es nicht ihre Absicht war, die eigenstän-

dige Täterschaft von Frauen in anderen Herrschaftsverhältnissen zu negieren (vgl. u.a. Thürmer-Rohr 2004). Aber scheinbar ist auch dies zum Teil nicht gehört worden oder wollte nicht gehört werden. Nur so ist zu erklären, dass beispielsweise im Rahmen der Filmpremiere und Diskussion des Films von Gerd Conradt zu Leben und Wirken von Christina Thürmer-Rohr, «anfangen», am 23.10.2014 in den Räumen der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin eine Täterschaft von Frauen aus dem Publikum negiert und sehr ärgerlich zurückgewiesen wurde; all das trotz Beate Zschäpe (NSU) oder den Folterungen auch durch Lynndie England in Abu Ghraib!

Die Kritik an der These von der Mittäterschaft wurde seinerzeit auch gegenüber Christina Thürmer-Rohr zum Ausdruck gebracht. Es ist bezeichnend, dass viele der Kritikerinnen durch die Auseinandersetzung mit Thürmer-Rohr letztendlich zu Freundinnen, Weggefährtinnen und Kolleginnen wurden. So ist auch unsere Verbindung entstanden – eine Verbindung, die durch die Abgrenzung dazu beigetragen hat, eigene, vielleicht «andere» politische Konzepte zu entwickeln, zu schärfen und zu verteidigen. Vielen Dank dafür!

Ein weiterer Dank gilt der Ermöglichung der Etablierung von Gender als Kategorie in der deutschsprachigen akademischen Welt. Die Tatsache, dass es heute Professuren, Studiengänge, (Pflicht)Seminare in Hochschulen/Universitäten gibt, die auf Gender (mal mehr, mal weniger, intersektional) als Kategorie fokussieren, wäre ohne die Arbeit und Inspirationen von Christina Thürmer-Rohr undenkbar. Sie initiierte bereits in den 1980er Jahren den Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin. Viele damalige Studierende sind heute geschätzte Kolleg*innen und tragen dazu bei, genderspezifische Analysen weiter zu entwickeln, manches neu oder anders zu denken. In jedem Fall aber sorgen sie dafür, dass Auseinandersetzungen mit Diskriminierungskategorien im Blickfeld der (akademischen) Welt bleiben.

Eine Verbindung ganz anderer Art wirkt auf den ersten Blick «privat» und nicht politisch; ich halte sie aber für hochgradig politisch, und es zeigt, dass Thürmer-Rohr nicht nur politisch denkt, redet und schreibt, sondern auch handelt. So gehörte sie zu den wenigen alleinerziehenden, berufstätigen Müttern, die mich sehr

ermutigten, davon auszugehen, dass dieser Weg leistbar ist und keineswegs bedeutet, dass Frauen sich zwischen Karriere und Kind entscheiden müssen. Sie hat es vorgelebt und auch hier Recht behalten.

Literatur

Heinrich-Böll-Stiftung (2014): Filmpremiere und Diskussion – «anfangen». Christina Thürmer-Rohr im Gespräch, <http://www.gwi-boell.de/de/2014/10/23/filmpremierediskussion-anfangen-christina-thuermer-rohr-im-gespraech> (letzter Zugriff am 12.9.2016).

Thürmer-Rohr, Christina (1989): Einführung – Forschen heißt wühlen. In: *Mittäterschaft und Entdeckungslust*. Hrsg. von Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 12-21.

Thürmer-Rohr, Christina (1989a): Frauen in Gewaltverhältnissen. Zur Generalisierung des Opferbegriffs. In: *Mittäterschaft und Entdeckungslust*. Hrsg. von Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 22-36.

Thürmer-Rohr, Christina (2004): Mittäterschaft von Frauen: Die Komplizenschaft mit der Unterdrückung. In: *Handbuch Frauen und Geschlechterforschung*. Hrsg. von Becker/Kortendiek. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 88-93.

Querdenken als Hilfe

Von Herta Kuhrig

Sie ist mir ja nicht über den Weg gelaufen, sondern wurde mir empfohlen: «Da musst du hingehen», sagte Maria Mies zu mir, «da spricht Christina Thürmer-Rohr.» Das war Ende 1989, und es handelte sich um eine Veranstaltung zum zweihundertsten Jahrestag der französischen Revolution. Am 28./29. Juli 1990 fuhr ich mit einigen Frauen des Unabhängigen Frauenverbands zu einer Tagung der Grünen Frauen Bayerns, wo Christina Thürmer-Rohr einen Vortrag hielt. Bei der Wiederbegegnung fragte sie mich, ob ich Lust hätte, sie zu einer Frauen-Sommer-Uni in die französische Schweiz zu begleiten. Auf dieser vielstündigen Fahrt, sie am Steuer, ich am Reden, wurde mir durch ihre Art des genauen Zuhörens und Hinterfragens vieles klar, was ich bisher nicht zu denken gewagt hatte. Das war eine neue, umwälzende Erfahrung. Aus einer anderen Welt kommend, war der bislang feindliche Westen nicht mehr nur kapitalistische Konsumwelt, sondern brachte die Begegnung mit westlichen Frauen, die nicht so waren, wie ich es erwartet hatte. Ich fühlte mich angenommen.

Nicht, dass meine sozialistische Weltanschauung gänzlich frei von Kritik gewesen wäre. Sie betraf allerdings zumeist Details, die in mir keinen Anstoß zu einer grundsätzlichen Veränderung ausgelöst hätten. Querzudenken, wie Christina querdachte, half mir in dieser Zeit jedoch, neue Sichten auf das sozialistische Staatensystem zu wagen und nach deren Mangel an Dialog zu fragen. Die Aufgerissenheit gleich nach der Wende bleibt für mich deshalb mit Christina

Thürmer-Rohr verbunden. Weil sie mir zugehört hat, weil sie mich einbezogen hat.

Die vielen Gespräche, die wir seither führten, waren immer frei von den sonst üblichen politischen Dominanzansprüchen. Meine Neugier war stärker als die grundsätzlichen Fragen nach den beiden großen Systemen. Fragen: «Wie siehst du das? Wie sehe ich das?» ließen verschiedene Sichtweisen zu. Im Verlauf des Zusammenredens konnte man auf früher Gedachtes und Gesagtes ohne Gesichtsverlust zurückkommen. Nicht so, dass heute Erlebtes morgen Teil der Geschichte und übermorgen vergessen ist. Unsere Gespräche knüpften auch immer wieder da an, wo wir aufgehört hatten. Diese Erfahrung überwog für mich die Gegensätze unserer politischen und theoretischen Herkunft.

Das Bewusstsein, dass Zeit Geschichte frisst, kann grausam oder gnädig sein. Die Tatsache bleibt, dass das Bild einer idealen DDR-Welt für mich hinterfragbar wurde. Christina Thürmer-Rohr setzte dem ja nicht das Gegenbild einer idealen Westwelt gegenüber, sondern war eindeutig in ihrer scharfen Kritik an deren struktureller Gewaltförmigkeit. Darauf bezog sich der Begriff Patriarchat.

Ich weiß, dass meine ehemals festgefügte Weltanschauung es lange nicht zugelassen hat, im westlichen, patriarchatskritischen Sinn zu denken. Ich weiß gar nicht, wann ich den Begriff Patriarchat zum ersten Mal gehört oder ernsthaft in den Mund genommen habe. Für jemand, die an die eigene Welt im Großen und Ganzen glaubte, war es schwierig, sich andere Verhältnisse auszudenken oder Führungseliten als Patriarchen anzusehen – das hatte sich mir bislang verschlossen. Angesichts der als Wissenschaft ausgegebenen sozialistischen Ideologie und der eingefrorenen Wissenschaft sträubte ich mich gegen eine Diskussion, die im Westen geführt wurde. Kann der Marxismus feministisch ergänzt werden? Es war für mich damals absurd, wie jemand überhaupt auf die Idee kommen konnte, ein umfassendes Weltbild ergänzen zu wollen – auch in Bezug auf Geschlechterverhältnisse und ihre materielle Basis.

Da lag die entscheidende Differenz. Tinas Skepsis jedem geschlossenen Weltbild und Gesellschaftskonzept gegenüber grün-

dete in ihrem Verdacht, dass ein verordnetes Denken von oben uns nicht frei handeln lässt.

Der Unterschied zwischen uns lag nicht nur in der Blickrichtung auf die Welt, sondern auch in den Methoden des Arbeitens: Christina Thürmer-Rohrs politisch-theoretischem Denken setzte ich mein Verhaftetsein an der gesellschaftlichen sozialistischen Praxis entgegen: Was bringen, wie beeinflussen die Erkenntnisse aus der feministischen Gesellschaftstheorie den Emanzipationsprozess der Verkäuferin?

Zeit läuft schnell. Die verschwundene DDR scheint weit weg zu sein. Die gemeinsamen Gespräche mit Christina Thürmer-Rohr finden noch immer statt. Nicht nur bei wiederholten gegenseitigen Besuchen, sondern auch in verschiedenen Diskussionsgruppen und Veranstaltungen des politisch-musikalischen Forums Akazie 3. Mein Weg von Berlin-Köpenick nach Berlin-Schöneberg ist weit, und meine Kräfte nehmen ab. Trotzdem bin ich froh und habe sogar ein leichtes Heimatgefühl, wenn ich mich als Teil von Diskussionskreisen wiederfinde, die mir meine schmerzhaften Häutungen von der dogmatischen Marxistin zur bekennenden Feministin weder ausreden noch meine Überzeugungen zum Verschweigen bringen wollen.

Ich hätte gerne ein Buch geschrieben über den schwierigen Prozess meines früheren politischen Lebens im sogenannten realen Sozialismus bis heute. Ich mag mir nicht vorstellen, wie es gewesen wäre, wenn wir uns 1980 oder 1982 bei einer Tagung über den Weg gelaufen wären...

Was bewegt mich heute? Es ist zu schwierig, auf diese Frage differenzierend einzugehen: Komplex ist es der beunruhigende Zustand der Welt, und individuell, ich sag es mal jetzt weder ironisch noch leichthin, die Begegnung mit Christina Thürmer-Rohr hat sich für mich als Über-Lebens-Mittel erwiesen. Danke!



Laura Gallati und Christina Thürmer-Rohr in Gallatis Atelier in der Weiberwirtschaft, Berlin, 1996

Meisterin der Freundschaft

Von Leah Carola Czollek und Gudrun Perko

Unermüdliche Suche im Begreifen und Verstehen der Welt, eine Weise, Theorien zu bilden und immer wieder zu fragen, neu zu bedenken und zu denken. Es ist das Gefühl, freundschaftlich willkommen zu sein: ein Raum voller Musik, ein Raum des zwecklosen Denkens, des Miteinander-Sprechens, ein Raum des Dialogs, ein Raum des nachdenklichen Schweigens, ein Raum des Fragens und des Zweifelns. Dessen Luft getränkt ist mit Freundlichkeit, mit Lachen. Immer die Sehnsucht so weit voraus – immer noch nicht Daheim und zu Haus.

Unser theoretischer Bezug zu Christina Thürmer-Rohrs Begriff der Freundschaft verknüpft sich mit der «Idee des Verbündet-Seins», der politischen Freundschaft, wo die Anliegen der Anderen die je eigenen Anliegen sind. Verbündet-Sein steht im Zentrum des Konzeptes «Social Justice und diskriminierungskritisches Diversity», das wir gemeinsam mit Heike Weinbach seit 2001 entwickelten. Dabei ist kein identitäres Wir, sind keine identitätslogischen Merkmale als Bedingung für ein Verbündet-Sein gegeben: weder in Bezug auf Einzelpersonen noch auf Gruppen hinsichtlich eines gemeinsamen Handelns. Verbündet-Sein als spezifische Form von Solidarität richtet sich gegen Macht- und Herrschaftsverhältnisse und die dadurch hergestellte Exklusion, die soziale Ungleichheit und die strukturelle Diskriminierung bestimmter Menschen aufgrund spezifischer Diversitätskategorien wie Geschlecht, Alter, zugewiesene «Behinderung»,

kulturelle Herkunft, soziale Herkunft etc. Es ist eine pluralgesellschaftliche und damit auch migrationsgesellschaftliche Perspektive, insofern nicht mein Ich und nicht meinesgleichen in der Unterscheidung zwischen dem «Subjekt der Handlung» und dem «Subjekt der Repräsentation» (Gürses 2004) in den Blick des Tuns und Handelns genommen werden, sondern die Anderen in ihrem jeweiligen Anderssein. Das Konzept des Verbündet-Seins basiert auf der Pluralität von Menschen, auf Momenten pluraler Logiken und rekurriert auf mögliche Gleichzeitigkeiten privilegierten und diskriminierten Daseins. Im Blick sind die Anderen, die strukturellen Diskriminierungen ausgesetzt sind. Ihre Perspektiven und Entscheidungen stehen im Fokus und die Intention, eigene Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Verbündet-Sein ist keine moralisierend zu verallgemeinernde Anrufung eines bestimmten Tuns oder Handelns. Vielmehr steht die je eigene Entscheidung für verbündete (Sprech-)Handlungen im Zentrum (Czollek/Perko/Weinbach 2012; Czollek/Perko 2014, 2016).

Diese wenigen Zeilen der von uns entwickelten Idee des Verbündet-Seins verdeutlichen zweierlei: einerseits rekurriert es – neben Social-Justice-Theorien – auf Hannah Arendts Begriff der Freundschaft in Verbindung mit Pluralität¹; andererseits zeugt es von gleichzeitigen Denkrichtungen gegen identitätslogische Wir-Gefüge zugunsten der Anderen, wie sie auch Christina Thürmer-Rohrs Denken auszeichnet. Dass dies auch den zahlreichen «Gesprächen in der Freundschaft» geschuldet ist, die wir mit Christina Thürmer-Rohr als Grande Dame der feministischen Theorien, der tiefen Kennerin Arendtscher Werke und als kritischer Denkerin der Komplexität – nicht einordbar in eine Wissenschaftsdisziplin – geführt haben, ist Grund genug, ihrem Denken einmal mehr nachzugehen.

1 Für Arendt, deren Werke immer im Kontext ihrer Totalitarismuskritik zu lesen sind, gilt das Faktum der Pluralität als Bedingung des Handelns, das sich ihr zufolge als Gleichheit und als absolute Verschiedenheit manifestiert. Pluralität versteht sie als Existenzbedingung im Sinne der absoluten Verschiedenheit jedes Menschen, d.h. das zwar alle Menschen sind, aber kein Mensch dem anderen gleicht. Arendt ist es um das Interesse am Anderen, um die Liebe zur Welt zu tun, das «(...) sich daran erweist, dass man bereit ist, die Welt mit ihnen zu teilen» (Arendt 1989, 41). Der Dialog und das dialogische Denken steht bei Arendt der Verfestigung einer Wahrheit entgegen, was die Auslöschung der Pluralität und darum des Politischen bedeutet.

Freundschaft erfährt aktuell den Bezug zur Pluralität von Menschen in ihrem absoluten Verschiedensein, als Existenzbedingung und als Interesse an der gemeinsamen Welt: eine politische Freundschaft, bei der es Christina Thürmer-Rohr im Dialog immer um das Gewicht der Anderen zu tun ist, um die «prinzipielle Nicht-Assimilierbarkeit des Gegenübers» (Thürmer-Rohr 2002, 774). Werden Texte von Christina Thürmer-Rohr erinnert, so zieht sich ihr Denken um und über die politische Freundschaft durch. Bereits in ihren frühen Schriften wie *Vagabundinnen* (1987) oder in *Verlorene Narrenfreiheit* (1994) erscheint das Thema. Hier ein Beispiel: «Wäre Menschenliebe so etwas wie Erinnerung an unsere Existenz als Geschöpfe einer Schöpfung zusammen mit Mitgeschöpfen, Erinnerungen an die ›im Plural geschaffenen‹ Menschen, dann wären die Verhältnisse untereinander nicht vom mitmenschlichen Appetit abhängig, nicht von einer Erotik des Habenwollens, sondern einer Erotik der Dankbarkeit. Sie wäre Anlaß zum Handeln (...)» (Thürmer-Rohr 1994, 88).

Wie mit der These der Mittäterschaft von Frauen bleibt Christina Thürmer-Rohr eine herausfordernde Theoretikerin zugunsten des Blickes auf die Anderen, in dem sie hier einen Begriff verwendet, der bei so manchen, wie sie selbst formuliert, Gereiztheit evoziert. Doch war es ihr um eine «nüchterne Dankbarkeit» zu tun, die bedeutet, «ständig neue Lebensläufe zu machen, um das eigene Dasein in Verbindung mit demjenigen der Anderen zu übernehmen» (ebd., 89).

Freundschaft bleibt bis heute eines der Themen, die Christina Thürmer-Rohr nicht einmal abhandelte und in Buchläden legte. So pointiert sie 2015 Freundschaft als einen «ins Politische transformierten Freundschaftsbegriff» (Thürmer-Rohr 2015, 316) wiederum in Verbindungen zu Pluralität, zu den Anderen «trotz oder wegen ihres Andersseins» (ebd., 316), dessen Grundlage auf dem gegenseitigen Interesse der Verschiedenen basiert. Hier wird ein politisches Konzept gegen das identitätslogische Wir (wie etwa Familie) in den Blick genommen, das die Dialektik von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, die Grenzen triadischer Dynamiken von Wir – Ihr – Sie und somit Prozesse des «Othering» aufzubrechen intendiert. Gegen die «Liebe zum mir eigenen, naht- und problemlos verlängerbar hin zum nationalen Wir» (ebd., 319), die dem Zugang zu Anderen dia-

metral gegenüberstehen, beschreibt Christina Thürmer-Rohr ein Denken der Anderen im affirmativen Sinn: dabei können wir uns zwar nie gänzlich in die Anderen hineinversetzen, können aber doch hinter uns selbst zurücktreten. Verunsicherung, Ungewissheiten, Unbestimmtheiten sind die zu bejahende Kehrseite, die gegen das Reine, Vereinheitlichende und Absolute anspricht. Als Theoretikerin des Dialogs fordert sie das Denken des und im Dialogischen heraus, charakterisiert Freundschaft nicht bloß als eine unter zahlreichen Theoriegeegenständen. Vielmehr lassen sich ihre Ausführungen lesen als Herausforderung des denkenden Tuns und handelnden Denkens – nicht zuletzt im Kontext gegenwärtiger Diskurse um Menschen, die als Andere im pejorativen Sinne gehandelt werden oder im Korsett der Integration ihr zukünftiges, wenn erlaubtes Dasein bestreiten sollen. Jene Herausforderungen zeigen sich in den Texten nicht als moralisierender Gestus. Vielmehr basiert die Freundschaft auf dem politischen Zusammenhang von Differenz und Freiheit und forciert die «Selbstermächtigung des Subjektes» (ebd., 317) im Sinne der eigenen Wahl und Entscheidung für Bündnisse und Aktivitäten. Dabei macht, wie Christina Thürmer-Rohr in einem früheren Text schreibt, «(...) die Freundschaft oder Anfreundung mit der Welt und die Sorge um die Welt über die Anfreundung mit verschiedenen Menschen (...) die Freiheit der Zustimmung zum Anderen deutlich» (Thürmer-Rohr 2003, 90).

... Dialog und Freundschaft als gelebter Beginn auf den Fugen von Bach. Musik – Sprechen – Spielen – Denken – Schreiben. Die Fähigkeit zur Freundschaft in Freiheit – nicht moralisierend, nicht verhöhnend, nicht bewertend, vielmehr im tiefsten Sinne: das Ernstnehmen der Anderen als Andere. Immer die Sehnsucht so weit voraus – immer noch nicht Daheim und zu Haus.

Literatur

- Arendt, Hannah (1989): Gedanken zu Lessing – Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten. In: *Menschen in finsternen Zeiten*. München/Zürich: Piper.
- Arendt, Hannah (2002): *Vita Activa oder vom tätigen Leben*. München/Zürich: Piper.
- Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2012): *Praxishandbuch Social Justice und Diversity. Theorien, Training, Methoden, Übungen*. München/Weinheim: Beltz/Juventa.
- Czollek, Leah Carola/Perko Gudrun (2014): Das Konzept des Verbündet-Seins im Social Justice als spezifische Form der Solidarität. In: *Solidarität in der Migrationsgesellschaft. Befragung einer normativen Gruppe*. Hrsg. von Anne Broden/Paul Mecheril. Bielefeld: transcript, 153-167.
- Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun (2016): Verbündet-Sein im Konzept «Social Justice und diskriminierungskritisches Diversity». In: *Migration und Soziale Arbeit, Lehrbuchreihe «Grundwissen Soziale Arbeit»*. Hrsg. von Ayça Polat. Heidelberg: Kohlhammer.
- Gürses, Hakan (2004): Das «untote» Subjekt, die «ortlose» Kritik. In: *Lust am Denken: Queeres jenseits kultureller Verortungen. Das Befragen von Queer-Theorien und queerer Praxis hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf andere Sphären als Sex und Gender*. Hrsg. von Gudrun Perko/Leah Carola Czollek. Köln: PapyRossa, 140-159.
- Thürmer-Rohr, Christina (1987): *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda.
- Thürmer-Rohr, Christina (1994): *Verlorene Narrenfreiheit. Essays*. Berlin: Orlanda.
- Thürmer-Rohr, Christina (2002): Die Stummheit der Gewalt und die Zerstörung des Dialoges. In: *Utopie kreativ* Nr.143. Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung.
- Thürmer-Rohr, Christina (2003): Herta Kuhrig und Christina Thürmer-Rohr im Gespräch. Ein Dialog über den Dialog zwischen dem Kommunistischen Manifest und dem Feminismus. In: *Verständigung in finsternen Zeiten. Interkulturelle Dialoge statt «Clash of Civilizations»*. Hrsg. von Leah Carola Czollek/ Gudrun Perko. Köln: Papy Rossa, 65-93.
- Thürmer-Rohr, Christina (2009): Freundschaft und Freiheit. In: *Raum der Freiheit - Reflexionen über Idee und Wirklichkeit (Festschrift für Antonia Grunenberg)*. Hrsg. von Waltraud Meints/ Michael Daxner/Gerhard Kraiker. Bielefeld: transcript, 33-55.
- Thürmer-Rohr, Christina (2015): Kontroversen zur Kohabitation. «Denken von anderswo». In: *feministische studien 2_2015* (33. Jg.), 308-322.



Christina Thürmer-Rohr im Jahr 1988

Ich bin eine ihrer vielen politischen Töchter

Von Carola von Braun

Als ich 1984 nach Berlin berufen wurde als erste Frauenbeauftragte des Berliner Senats (damals West), ahnte ich nicht, auf was ich mich da einließ. Niemand in der hochpolitischen, hochmotivierten Berliner Frauenszene hatte auf diese (noch dazu) liberale Tussi aus der Bonner Provinz gewartet. Ich ackerte mich durch viel Literatur, aber vor allem durch viele Gespräche. Von Anfang an war es der Name Christina Thürmer-Rohr, der mich elektrisierte, vor allem die – auch in der politischen Frauenszene heiß diskutierte – These von der «Mittäterschaft».

Was ich für mich und meine politische Arbeit aus der These von der «Mittäterschaft» von Frauen von Christina Thürmer-Rohr abgeleitet habe? Im Nachhinein besehen vor allem zwei Grund-Erkenntnisse, die meine gesamte politische Arbeit, nicht nur in der Frauenpolitik, durchzogen haben und durchziehen.

Erstens die Erkenntnis, wie die bis ins Feinste durchziselierten Abwehrmechanismen gegen potentielle Rivalinnen ablaufen. Es handelt sich nicht um ausgeklügelte, bewusst in Gang gesetzte Abwehrmechanismen von mehreren Männern, die sich bedroht sehen. Sie bauen vielmehr auf unbewussten Vorurteilen auf, die abgerufen werden können bei Bedarf und so leichter Mehrheiten mobilisiert können. Übrigens nicht nur bei Männern. Einige Beispiele, die ich persönlich oder bei anderen Kandidatinnen erlebt habe, meistens hinter vorgehaltener Hand getuschelt:

- Wenn eine Kandidatin keine Kinder hat: «Die hat doch keine Ahnung vom Leben!»
- Wenn sie Kinder hat: «Wie will die das denn alles schaffen!!» Männer werden so etwas nie gefragt.
- Wenn die Kandidatin besonders durchsetzungsstark erscheint: «Möchtest Du mit der verheiratet sein?»
- Wenn sie besonders teamfähig ist und mobilisieren kann, gilt das eher als intrigant; Männer hingegen werden dann als durchsetzungsstark empfunden.

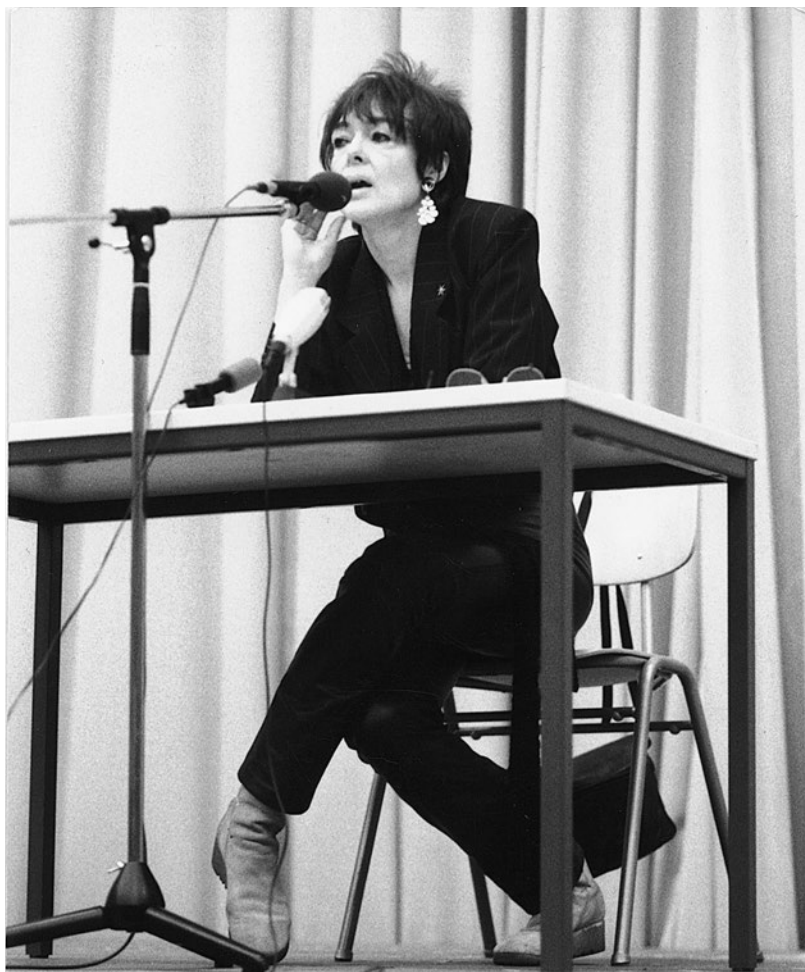
Machtspiele gegen Rivalinnen laufen anders ab, als die Machtspiele zwischen Männern; vorurteilsbeladener, zum Teil auch mehr unter die Gürtellinie. Diese Mechanik zu kennen, sie nicht persönlich zu nehmen, sondern als Bestandteil von Machtspielen, macht schwierige Situationen in der politischen Arbeit von Frauen einfacher, leichter zu ertragen. Wirklich begriffen habe ich das erst, als ich Christina Thürmer-Rohr gelesen hatte. Die Erkenntnis hat mir persönlich oft geholfen, schwierige Situationen nicht persönlich zu nehmen, sondern einzuordnen als Bestandteil von Macht-Spielen.

Zweitens die Erkenntnis, dass zu viele Frauen – auch politisch aktive – sich in diesen Verhältnissen eingerichtet haben, also – siehe Christina Thürmer-Rohr – auch unterstützende Mittäterinnen in diesen Verhältnissen sein können. Zu viele verweigern sich der Auseinandersetzung innerhalb einer Partei, einer politischen Organisation, schrecken vor dem Machtkampf zurück und vor einer möglichen Niederlage. Klar, auch etliche Männer schrecken davor zurück. Und auch klar: Manche Frauen haben neben ihren beruflichen Tätigkeiten noch viele familiäre Verpflichtungen.

Aber: Viel mehr Frauen könnten sehr wohl politisch dazu beitragen, dass sich die Verhältnisse ändern, innerhalb von politischen Organisationen wie Parteien, Gewerkschaften, Verbänden. Wie oft habe ich von Frauen, die zu einer Kandidatur ermuntert wurden, die klassische Antwort gehört: «Das tue ich mir nicht an. In so einem Apparat verschwende ich nicht meine Lebenszeit.» Selbst in der aktiven politischen Berliner Frauenszene war das zu hören. Als ich in meiner Zeit als Frauenbeauftragte eine bekannte amerikanische Frau-

enrechtlerin nach Berlin einlud zu einem Vortrag vor einem großen weiblichen engagierten Publikum, wurde sie gefragt: «Warum sollen Frauen in solchen politischen Apparaten arbeiten mit solchen diskriminierenden Bedingungen?» Die unvergessene und umwerfende Antwort der Amerikanerin war: «First learn the rules – then change them!!!». Regeln können geändert werden, Frau muss es nur wollen. Die eine Hälfte des Saals klatschte tosend, die andere schwieg.

Ich bin der festen Überzeugung: Wir werden nichts ändern, ohne dass wir uns auch aktiv politisch einbringen. Internetforen sind wichtig für die Meinungsbildung, im Guten wie im Schlechten. Aber politisch entschieden wird in den Parteien, Parlamenten. Viele Frauen meiner politischen Generation haben wie ich Christina Thürmer-Rohr viel zu verdanken: Wir verdanken ihr ein politisches Fundament und ein Bewusstsein, das uns hilft, unsere Vorstellungen einer gendergerechteren Welt zu entwickeln und dafür im rauen politischen Alltag besser zu bestehen. Deshalb betrachte ich mich, gemeinsam mit zahlreichen politisch aktiven Frauen als eine ihrer vielen politischen Töchter.



Christina Thürmer-Rohr auf dem Mittäterschaftskongress an der TU Berlin, 1987

Im Rausch des Lernens und Lehrens

Von Sanchita Basu

Christina Thürmer-Rohrs Thesen von Mittäterschaft und Männerkrieg verwirrten mich. Ich fand sie widersprüchlich und neu zugleich. Was mich verwirrte, war für Tina etwas Selbstverständliches: Frauen sind keine Täterinnen, sondern Mittäterinnen. So wie ich, die in den 1980er Jahren nach Deutschland kam, keine Bürgerin, sondern Mitbürgerin war? Aber deutsche Frauen sind keine Ausländerinnen, die zu Mitbürgerinnen wurden, sie sind Bürgerinnen und können nach meinem Verständnis sehr wohl auch Täterinnen sein. Oder zählen sie genauso als am Rande der Gesellschaft Lebende wie ich und meines Gleichen? Als Mitbürgerin habe ich einige Pflichten, wenige Rechte und viel Verantwortung – wie die deutschen Frauen mit ihrer Mittäterschaft; ihre Verantwortung endete nicht 1945.

Die Idee vom «Männerkrieg» hat für Frauen etwas Befreiendes, sie erleichtert etwa den schweren Kriegsalltag. Weil am Kriegsschauplatz hauptsächlich Männer physisch anwesend sind, sollten Kriege Männerkriege sein. Aber glauben wir wirklich, dass die drei Ps – Politik, Planung und Programmatik – allein von Männern gemacht werden? Machen wir und *weiße* deutsche Frauen es uns da nicht etwas zu leicht? Christina Thürmer-Rohr sagte, sie sei eine totale Pazifistin. Womöglich trifft das auf viele Frauen weltweit zu. Dennoch: Reicht es, Kriege als Männerkriege abzustempeln?

All diese Fragen stellten einige von uns an Christina Thürmer-Rohr und ihre Frauschaft aus der Frauenforschung. Es gab heftige Diskussionen, Kritiken und gegenseitige Vorwürfe. Wir lernten

voneinander, wir lernten einander kennen, wir griffen einander an, wir waren im Rausch des Lernens und Lehrens. Damals hieß ich noch nicht PoC (People of Color), war keine Frau mit Migrationshintergrund, sondern eine Frau aus der «Dritten Welt» und für die Menschen, die sich mit interkultureller Pädagogik beschäftigt hatten, Migrantin.

Zwei Jahre davor hatten wir, Christina Thürmer-Rohr und einige andere Feministinnen, zusammen ein Frauenbildungsprojekt gegründet: Nozizwe war das erste multikulturelle feministische Frauenbildungsprojekt, in dem es nicht um Deutschkurse und kulturelles Miteinander ging, sondern um feministische Diskurse. Veränderung verstanden wir als Bewegung. Das ursprüngliche Konzept des Projekts hatte Christina Thürmer-Rohr unter anderem mit der damaligen Senatorin für Frauen, Anne Klein, entwickelt und einen Verein gegründet. Wir als Migrantinnen waren als Dialogpartnerinnen vorgesehen. Doch das akzeptierten wir nicht, weil mensch Dialog nicht forcieren kann. Wir entwickelten stattdessen ein Konzept, das uns viel mehr Raum gab und gleichberechtigtes Sprechen versprach. Es ging nicht mehr um einen Dialog zwischen Weißen und PoCs, sondern um einen Dialog zwischen internationalen Feministinnen mit unterschiedlichen Perspektiven und Perzeptionen. Doch die Debatten entgleiten, wir stritten uns, und es endete in einer Katastrophe. Die Projektgelder wurden gestrichen, der Verein konnte keine Gehälter mehr zahlen, und im Irak wütete der Krieg.

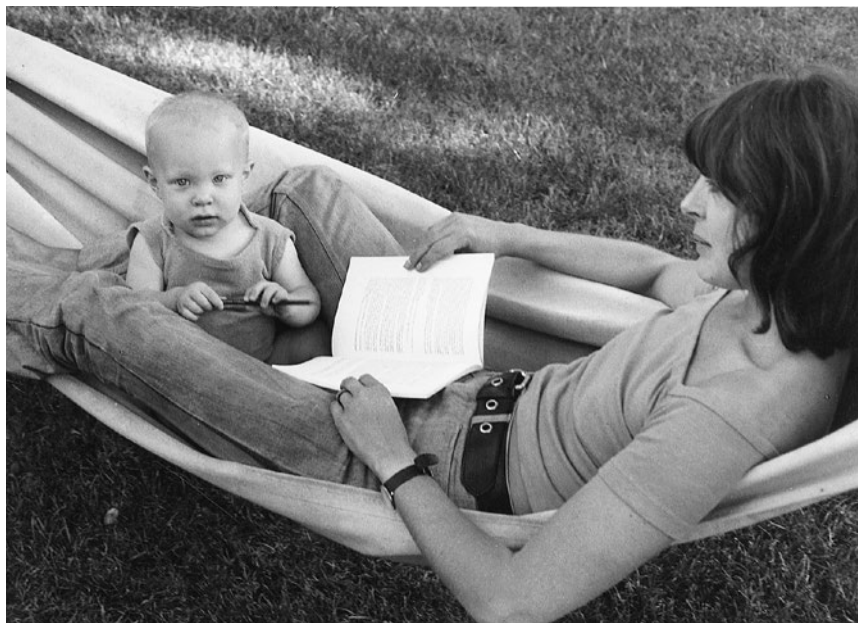
Die PoC-Feministinnen – ich rede nur von den Frauen, die in dieser Bewegung involviert waren – hatten sich mehrheitlich gegen den Irak-Krieg positioniert und dies auch lauthals kundgetan. Das war ein Fehler, den wir, die PoC-Feministinnen, in der Zeit öfters begingen. In Deutschland bezieht mensch keine Position bezüglich so eines heiklen Themas. Jedoch ging die so entstandene Debatte weiter. Der Antisemitismus-Vorwurf der *weißen* Feministinnen, jüdischen und christlichen, gegenüber den PoC-Frauen ging auch weiter. Ein geschichtsloses Argument war, dass die Kolonisatoren den Antisemitismus in die Kolonien gebracht hätten. Den Frauen in der «Dritten Welt» sei der Antisemitismus anerzogen worden. Es ist etwas Anderes für *weiße* Frauen und das bis heute, wenn sie gegen

Rassismus und Antisemitismus eintreten oder jüdische oder migrantisches Partner_innen oder Freund_innen haben, dann sind sie gefeit vor diesen Vorwürfen.

In dieser Zeit des Erwachens war ich beschäftigt mit allen meinen Irritationen und meinem Gerechtigkeitsstreben. Ich diskutierte weiter über Männerkriege und migrantischen Antisemitismus. Die Simplifizierungen der Analyse der Kriegsverantwortung oder der Analyse des Antisemitismus gingen mir nahe. Die *weißen* Feministinnen können doch nicht wahrhaftig annehmen, dass sie keine Verantwortung für Kriege tragen, auch wenn sie meistens nicht diejenigen sind, die das letzte Wort haben. Wenn wir alle nur die Bindestrich-Verantwortung tragen würden, würden die Lasten nicht weniger, sondern nur verklärt.

Ein noch schwerwiegenderes Thema war der Antisemitismusvorwurf. Ich bin eine indische Feministin und damit eine kolonialisierte Person, und das bedeutet, zur Antisemitin erzogen worden zu sein. Ich habe die Geschichte Indiens, eines der wenigen Länder, in denen Juden nicht verfolgt wurden, nicht als Geschichte eines emanzipierten Landes interpretiert, sondern als Zweckmäßigkeit verstanden. Damit meine ich, dass es nicht aus Nächstenliebe geschah, sondern es diente dem staatlichen Interesse. Aber in der feministischen Debatte im Berlin der 1990er Jahre spielte nicht Geschichte, sondern das Gewissen die wichtigste Rolle. Ich stelle mit Bedauern fest, dass sich nicht viel geändert hat und Feminist_innen nach wie vor viel mit «Selfcare» beschäftigt sind. Ich weiß, ich mache den gleichen Fehler wie früher und mir damit nicht viele Freundinnen.

Die Diskussionen, die ich heute mit anderen Feminist_innen führe, sind häufig eindimensional, und wir haben entweder die gleiche Couleur, oder wir haben eine unüberwindbar scheinende politische Differenz. In beiden Fällen kommen wir nicht weiter. Ich habe das Thema Irritation gewählt, weil die Irritationen, die Thürmer-Rohrs Thesen bei mir ausgelöst haben, mich inspirierten, weiter zu gehen in meiner Analyse, in meinem Nachdenken, in meinen Diskussionen und Streits. Christina Thürmer-Rohr, die Philosophin, die Feministin hat mich inspiriert. Ich vermisse unsere Streitigkeiten, die mich intellektuell nicht stagnieren ließen.



Christina Thürmer-Rohr mit ihrem Sohn Tilman im Jahr 1973

Die Vorausdenkerin. Eine gedachte Begegnung

Von Christine Kulke

Was für ein unvergleichliches Ereignis und eine Begegnung der besonderen Art: Der 80. Geburtstag einer Kollegin, die mich – und viele andere auch – mit ihrem Denken und Sprechen, mit ihrem Musizieren und Experimentieren in Bann zieht sowie mit ihrem unabhängigen kritischen Reflektieren und ihren provokanten Visionen immer wieder aufs Neue anspricht und bewegt. Für sie gilt der Satz: Sie steckt an mit Leben, mit Lebendig-Sein, mit tätigem Leben – verhalten und unaufgeregt.

Mein Nachdenken über Christina Thürmer-Rohr versuche ich in eine imaginierte Dialogform mit ihr zu bringen: ein reizvolles, riskantes und leicht surreales Unterfangen – es würde ja in der Wirklichkeit nie so stattfinden, weil ich ihr unerwartetes und kreatives Neu-Durchdenken und reflektierendes «Vagabundieren» nicht einfach erfinden kann. Und dennoch wage ich ein solches Herangehen; Christina Thürmer-Rohr hat einmal gesagt, es brauche Distanz, um mit anderen «gut zu kommunizieren».

Das Filmporträt *anfangen*, mit dem der Regisseur Gerd Conradt zeigen möchte, «wie Denken aussieht», wie er sagt, verführt geradezu zu einer solchen gedachten Begegnung. Dieses visualisierte Denken macht Lust auf Lernen, auf neue Anstöße, auf Verbindungen zum eigenen Gedachten und stellt dieses schonungslos infrage, befördert und ermutigt gleichsam Weiterdenken und Besinnen. Diese Perspektiven werden auch in Thürmer-Rohrs Schriften entfaltet. Von ihr lernen, heißt leidenschaftlich denken und sich einsetzen

– die Abwandlung dieses viel zitierten Satzes aus den Beständen des realen Sozialismus wird sie mir als ehemaliger Kollegin sicher nachsehen. Umso mehr, als wir beide uns mit Transformationsprozessen befasst und ihrer Bedeutung für das Geschlechterverhältnis in West- und Ost-Deutschland nachgespürt haben.

Ich knüpfe an die aktuelle Programmreihe «Grenzen in einer entgrenzten Welt – Protokoll von Widersprüchen» an, die Christina Thürmer-Rohr im Forum Akazie 3 zusammen mit Laura Galati politisch, musikalisch sowie erkenntnistheoretisch und praktisch entwickelt und veranschaulicht hat. Ihre Konzeptionen und Argumentationen sind gezeichnet von einem tastenden, nie fertigen, sich auflehrenden, widerständigen, provokanten und verstehenden Denken zwischen Grenzen und Ent-Grenzung. Ihre Denkweise begegnet hier Hannah Arendt, die uns wissen lässt: «Das Verstehen nämlich ist – im Unterschied zur fehlerhaften Information und dem wissenschaftlichen Wissen – ein komplizierter Prozess, der niemals zu eindeutigen Ergebnissen führt. Es ist eine nicht endende Tätigkeit, durch die wir Wirklichkeit, im ständigen Abwandeln und Verändern, begreifen und uns mit ihr versöhnen, das heißt, durch die wir versuchen, in der Welt zu Hause zu sein» (2000).

Dass Verortung und Entortung diesen Versuch bezeichnen, in der Welt zu sein, dass wir ohne Zu-Hause nicht ankommen können, nirgendwo, dies habe ich an jenem «Akazienabend» – es war zu Beginn des Jahres 2016 – intensiv wahrgenommen und verstanden. Dabei aber schien und scheint mir das Unbehauste im subjektiven Leben und in der gesellschaftlichen Realität unter den gegenwärtigen politischen und sozialen Bedingungen von Krieg, Terror und Flucht zwangsläufig eingeschrieben zu sein ins «beschädigte Leben»; es ist seine Signatur. Und diese verstehe ich als strukturelle Folgeerscheinung einer Rationalität patriarchaler Herrschaft und Gewalt – dem würde Christina Thürmer-Rohr sicher zustimmen in dieser allgemeinen Form. Eingedenk der Bekräftigung durch Irmtraud Morgner in ihrem Buch *Amanda. Ein Hexenroman* (1983): «Die Frauen leben nicht nur im Patriarchat, es lebt auch in ihnen.»

Gilt Thürmer-Rohrs Interesse diesem Zugang auch dann, wenn ich die global herrschenden Rationalitäts-Strukturen und -Mecha-

nismen als funktionale Rationalisierung im Sinne der «Dialektik der Aufklärung» verstehe? Hier ist die fundamentale Verdinglichung und Instrumentalisierung von Vernunft letztgültig zum Konstitutionsprinzip bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse erhoben worden. Mir scheint indessen der geschichtliche Prozess des Zustandekommens der Zerstörung durch Gewalt, der «Selbstzerstörung der Aufklärung» (Horkheimer und Adorno), wichtig für ein Verständnis dieser Entwicklung zu sein, bis hin zur gesellschaftlichen und individuellen Unbehaustheit – unbenommen der Gegenkräfte und Wirkungsvielfalt von Frauenbewegung und zivilgesellschaftlichen Initiativen und Organisationen.

Die Auseinandersetzung mit Positionen der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule war für mich hilfreich, um Kategorien zu gewinnen zur kritischen Wahrnehmung der Geschlechterverhältnisse und ihrer Veränderbarkeit. Es waren nicht nur die subjektiven, relativ privilegierten Erfahrungen, obgleich diese höchst ambivalent waren: Unmittelbare individuelle und strukturelle Diskriminierungserfahrungen und sexistische Gewalt auch an der Universität gehörten seinerzeit voll und ganz zur sozialen Normalität der Generation der heute plus/minus 80-Jährigen. Sexismus damals führte noch vor dem Protest zunächst zum grüblerischen Selbstzweifel der Verletzten («Was habe ich falsch gemacht, dass es so weit kommen konnte?»). Der Übergang zur Mittäterschaft von Frauen, die freilich anders gedacht ist, ist hierbei sicher fließend, aber keineswegs zwingend. Dass Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen heute bei Frauen nicht mehr uneingeschränkt zur Zuweisung von Selbstschuld führen, ist ein Erfolg der Theorie und Praxis der Geschlechterforschung.

Noch einmal kurz zurück: Verstörend war für mich, dass die in der Dialektik der Aufklärung enthaltene fundamentale Rationalitätskritik – mit einigen durchaus patriarchatskritischen Akzenten versehen – selbst rigorososer patriarchaler Zweckhaftigkeit und Verdinglichung verhaftet bleibt. Diese Einsicht ist heute aufgrund patriarchatskritischer Arbeiten, auch an der Technischen Universität Berlin erstellt, schon zum Allgemeingut geworden. Doch dafür brauchte es einige Lern-Umwege bis hin zu feministischen Erkenntnissen.

Hier waren Thürmer-Rohrs Arbeiten für mich von unschätzbarem Wert!

Ein lohnender (Um)-Weg, den sie auch kennt, führt über patriarchale Denkmuster der «Klassiker» bis hin zu Habermas' kommunikativer Rationalität und zu dem von ihm begründeten zentralen Postulat der Moderne: die Vernunft eines verständnisorientierten Handelns. Seine Vision einer «kommunikativen Vergesellschaftung» lässt Hoffnung zu für die Wirkmächtigkeit von Initiativen und von Partizipation. Hingegen irritiert die Einschätzung der gesellschaftlichen Stellung von Frauen durch Habermas und scheint seiner Vision von «Versöhnung und Freiheit» durch kommunikative Vernunft zuwider zu laufen: «Im übrigen verfügen die Frauen aus dem historischen Erbe der geschlechtlichen Arbeitsteilung, der sie in der bürgerlichen Familie unterworfen waren, über Kontrasttugenden, über ein zur Männerwelt komplementäres, der einseitig rationalisierten Alltagspraxis entgegen gesetztes Wertregister» (Habermas 1982, 579).

Diese Einschätzung fordert heraus: Was tun Frauen mit diesen «lebensweltlichen» Gegenwerten? Werden sie zum abfedernden Polster des Systems funktionalisiert? Oder stärken sie die Selbstbestimmung von Frauen und somit eine geschlechtergerechte Arbeitsteilung?

Christina Thürmer-Rohrs Grenz- und Entgrenzungs-Dialektik kann hier klärend und weiterführend sein. In ihr höre ich den Klang einer Kritik der Kritischen Theorie. Nicht umsonst bezieht sie sich ja auf spätere Nachfahren wie Alexander Kluge oder Michel Foucault und das zu Zeiten, wo diese Autoren noch kaum in Geschlechterdiskursen herangezogen wurden. Einen großen Dank auch hierfür!

Grenzen und Entgrenzungen sind vor diesem Hintergrund gut geeignet, das Verstehen von Machtstrukturen zu fördern: in einer Welt, in der durch fortschreitendes Denken technisch alles machbar erscheint, die Ohnmächtigkeit jedoch gravierend zunimmt, komplexe gesellschaftliche und politische Probleme durch adäquate Entscheidungs- und Handlungsoptionen erfolgreich anzugehen (nur stichwortartig erinnert sei an Beispiele wie der Krieg in Syrien und besonders um Aleppo; rassistische Gewalt in den USA; weltweite

sexistische Gewalt durch Frauenhandel; Anfälligkeit für Terroraktionen Jugendlicher; rechte Gewalt in Deutschland und Europa etc.).

Dauerhafte Selbstzerstörung und der Rückfall von Aufklärung, Kultur und Zivilisation in globale Barbarei als permanenter Prozess – nicht als begrenzte Zeit faschistischer Gewaltherrschaft in Europa – scheint Gegenwart und Zukunft zu konstituieren. Die Herausforderungen sind unendlich – wir können uns nicht nur auf «Retten-des» verlassen, was da «wächst», wo Gefahr droht.

Anzufangen ist schon einmal eine Alternative!

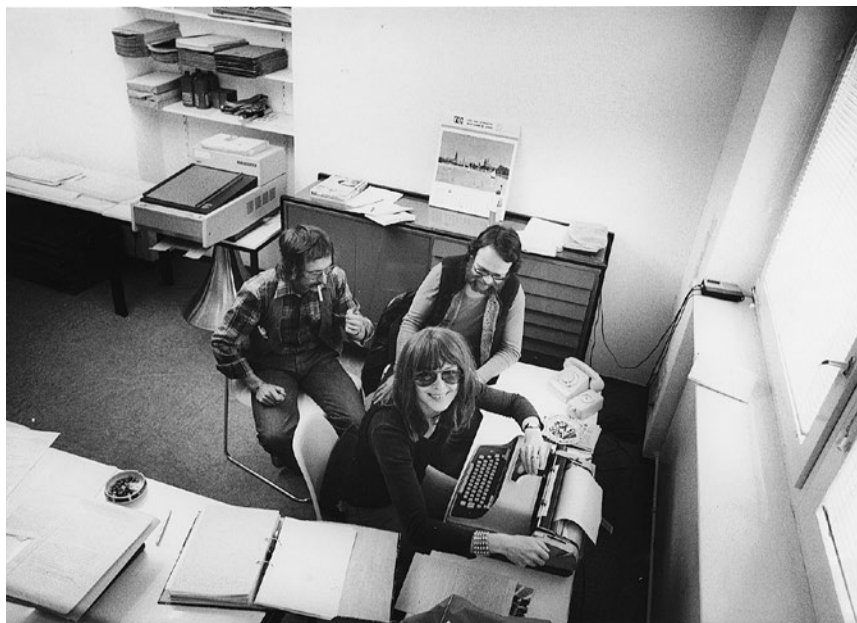
P.S.: Noch etwas, das ich nicht einfach übergehen kann, denn es ist immerhin von zweistelligen Prozentzahlen der Berliner Bevölkerung abgesegnet worden: Im Programm der rechtspopulistischen Partei Alternative für Deutschland (AfD) ist zu lesen: «Die Förderung der pseudowissenschaftlichen Geschlechterstudien (Gender Studies) ist in allen Bereichen zu beenden» (zitiert nach *Tagesspiegel* vom 21.9.2016).

Literatur

Arendt, Hannah (2000): Verstehen und Politik. In: Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I. Hrsg. von Ursula Ludz. München/Zürich: Piper.

Habermas, Jürgen (1982): Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Irmtraud Morgner (1983): Amanda. Ein Hexenroman. Berlin/Weimar: Aufbau.



Christina Thürmer-Rohr mit den Assistenten Jörg Claus (rechts) und Wolfgang Heckmann (links) im Jahr 1979

Die Vergangenheit nicht über die Zukunft herrschen lassen

Von Manfred Kappeler

Christina Thürmer-Rohr hat den Zusammenhang von Biografie und Zeitgeschichte immer so gesehen: dass die Vergangenheit nicht über die Zukunft herrschen möge, damit der Horizont für das Leben von Morgen offengehalten werden kann, ein Leben, das für eine Weile – vielleicht – auch unseres noch ist.

Ich habe mich gefragt, was ihr unverwechselbarer Beitrag zur Forschung und zur Lehre am Institut für Sozialpädagogik war, dem sie mehr als dreißig Jahre angehört hat. Aus meiner Sicht ist es ihr Engagement gegen die «Verschanzung hinter falschen Eindeutigkeiten», wie sie es in ihrem Essay über «Zweifel als Methode» formuliert hat – Eindeutigkeiten übrigens, die, wie überall auch in der Sozialen Arbeit, das Denken und Handeln gerinnen lassen, zum Beispiel in den kaum hinterfragten Kategorien von «Hilfe» beziehungsweise «Helfen», «Identität», «KlientInnen» usw.

Mit ihren Zweifeln an lieb gewordenen Schein-Gewissheiten versucht sie immer wieder, das Sich-Einrichten in einer zum Fetisch gewordenen Praxis zu stören und aufzuwirbeln. Das Verhältnis von Theorie und Praxis, ein Schwerpunkt unseres damaligen Studiengangs, versteht und vertritt sie als eine dialektische Einheit, in der Theorie Praxis ist und umgekehrt Praxis auch Theorie.

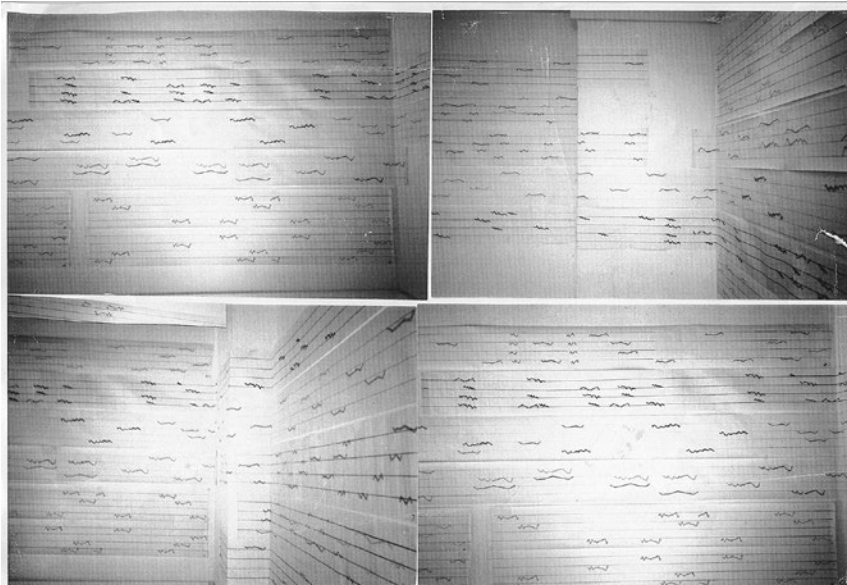
Das Ressentiment einer verfestigten Praxis: die Einflüsterung des Mephisto «Grau, teurer Freund, ist alle Theorie», die das Denken abwertet zu Gunsten einer bunten, aber unbegriffenen Praxis und damit auch die Sinnlichkeit als subversive Kraft denunziert, dieses

Ressentiment hat sie mit einer manchmal ätzenden Unerbittlichkeit kritisiert, als ein, um es freundlich zu sagen, gespanntes Verhältnis der «Praxis» zu einer nicht als Praxis erkannten «Theorie».

Als sie 1972 mit ihren beiden Assistenten Jörg Claus und Wolfgang Heckmann – alle drei PsychologInnen, die sich weigerten, die Verhältnisse zu psychologisieren – an das damals junge Institut an der Pädagogischen Hochschule in Lankwitz kam, waren wir, C. Wolfgang Müller, Hellmut Lessing, Gunther Soukup und ich zusammen mit den Studentinnen und Studenten, die damals ganz überwiegend aus der Praxis der Sozialen Arbeit in das Studium kamen, heftig mit der Frage beschäftigt, wie wir das Verhältnis von Theorie und Praxis verstehen und gestalten wollten, und zwar in einer Sozialen Arbeit, die wir als gesellschaftliche Praxis verstanden, die für die professionell in ihr Arbeitenden eine politische Herausforderung war und immer noch ist.

Christina Thürmer-Rohr hat sich sofort und mit Vehemenz in diese konfliktbeladene Diskussion mit dem von ihr vertretenen «Untersuchungsbegriff» eingebracht. Theorie und Praxis waren für sie Untersuchungsgegenstände in einem Bereich, in dem die Widersprüche dieser Gesellschaft, die Auswirkungen von Herrschaft auf die Lebensbedingungen und Lebensweisen vieler Menschen deutlich zutage treten und gleichzeitig durch eine verkürzt verstandene Praxis von «Hilfe», die ihr Verstricktsein mit Herrschaft nicht reflektiert, immer wieder zugedeckt werden. Gegen eine harmonisierende Identitätspolitik hat sie, wie ich glaube, geradezu einen Abscheu gehabt.

Um die Dekonstruktion des Normativen, soweit es die Legitimation von Herrschaft ist, ging es ihr schon zu Beginn ihrer Arbeit in diesem Studiengang, und das ist – bei allen unterschiedlichen Akzentuierungen, die sie ihrem Denken im Laufe der Zeit gegeben hat – eine Konstante ihres Lebens in den Wissenschaften und in der Politik geblieben. Indem sie wissenschaftliches Arbeiten als politische Praxis gesehen und gelebt hat, hat sie einer fragwürdigen Verselbständigung – und damit Verantwortungslosigkeit – «der Theorie» von «der Praxis» widerstanden. Für ein Studium, das so sehr auf eine Praxis in gesellschaftlichen Konfliktzonen außerhalb der Universität vorbereitet wie die universitäre Sozialpädagogik, ist das ein wesentlicher und unverzichtbarer Beitrag.



VISUALISIERUNGEN ZU: "FÜGEN FÜRS HÖREN, FÜRS SEHEN, FÜRS DENKEN" 1994/95



Die Band «Außerhalb», von links: Margaret Diehl, Christina Thürmer-Rohr, Hucky Porzner, Melanie Beyer im Jahr 1983

Unerbittliche Arbeit am Begriff

Von Johanna Gisela Bechen

Natürlich kamen mir sofort die *Vagabundinnen. Feministische Essays* (Thürmer-Rohr 1987) in den Sinn, als ich darüber nachdachte, womit ich eine angemessene Würdigung beginnen könnte. Doch dank des breiten Themenspektrums, das Christina Thürmer-Rohr beschäftigt und beschäftigt, sind zahlreiche Anfänge möglich. Etwa mit dem Text «Anfreundungen», in dem sie, orientiert an Hannah Arendt, einen begrifflichen Paradigmenwechsel vollzieht und (s.a. den Beitrag dazu in den *feministischen studien*) Pluralismus zu einer unserer «Existenzbedingungen» erhebt (2015). An der Vielfalt gesellschaftlicher Problemstellungen, die ihr zu akut erscheinen, um sie mitsamt ihren von Rat- wie Hilflosigkeit gekennzeichneten Benennungs-Praktiken ignorieren zu können, hat mich jedoch auch immer etwas Anderes fasziniert: die Unerbittlichkeit, mit der sie den Finger in die Schwachstellen unseres menschlichen Denkens und Handelns legt; in Denkmuster/Denklücken, die teilhaben an der Fortschreibung vermeidbaren Leidens. Dies in einer so klaren, unprätentiösen Sprache, dass sinnfällig wird: analytische Genauigkeit ist ihr ein genuines Anliegen. Daher ein Anfang, den ich «die harte Arbeit am Begriff» nenne.

Falschen «Begriffsreservierungen» auf die Spur zu kommen, auch im feministischen Kontext die «Anstrengung der eigenen», das heißt differenzierende «Begriffsfüllung» zu unternehmen, das war ja schon die Diktion des Projekts bzw. der Textsammlung *Mittäterschaft und Entdeckungslust* (Thürmer-Rohr 1989). Sensibilisiert durch

die Begriffskritik Adornos, kam dieser Ansatz meiner wissenschaftlichen «Entdeckungslust» als Feministin wie Philosophin sehr entgegen. Kein Wunder, dass ich auf einem von früherer Lektüre in dem Buch steckenden Merktzettel Adornos Handlungsanweisung an das philosophische Denken notiert fand, «das Begriffslose mit Begriffen aufzutun, ohne es ihnen gleich zu machen» (Adorno 1966, 21). In Erinnerung an die Re-Kontextualisierungen, gleichursprünglich Differenzierungen, die Christina Thürmer-Rohr im Essay zur «Generalisierung des Opferbegriffs» (1989a) vollzogen hat, könnte diese programmatisch-methodische Aussage ebenso gut von ihr formuliert worden sein. Daher eine Rückblende zu dem Essay.

Ausgehend von den Diskursen, in welchen der Opfer-Begriff «inflationär» in Anspruch genommen wird, «blind» gegenüber dem komplexen Gefüge sich in ihm verbergender wie diese verschleiern der Herrschafts- und Gewaltstrukturen, wendet sie – ich hoffe auf ihre Zustimmung – dieses Verfahren um begrifflicher Zurechtrückung willen an. Den Begriff bzw. sprachlichen Ausdruck «Opfer» als Interpretament ihrer Analyse verwendend, taucht sie ein in Sphären des «Begriffslosen». Konkret: in jene lebensweltlichen Sphären, in denen Begriffe aus ihrem ursprünglichen Verwendungszusammenhang herausgelöste Umprägungen in immer neue, kontextvariante Umdeutungen erfahren, so dass sich verändert, verwischt, in Vergessenheit gerät, was ursprünglich mit ihnen gemeint war. Verlust begrifflicher Schärfe ist die Folge. Zu Schlagworten geworden, bieten sie kein Unterscheidungskriterium in Form sprachlicher Um-/Eingrenzung dafür an, worin – wie exemplarisch an der Konstellation Opfer-Täter herausgearbeitet – die entscheidenden Bestimmungsmerkmale des einen wie des anderen Begriffs bestehen. Soweit die genealogischen Voraussetzungen der Instrumentalisierbarkeit des Opfer-Begriffs. Einerseits besteht die Instrumentalisierung in Entlastungs- bzw. Entschuldungs-Strategien von (Gewalt-)Taten, deren Fluchtpunkt die Vergewaltigung ist. Andererseits besteht sie in der Einziehung der Differenz zwischen den divergenten Weisen und Praktiken, wie in konkreten lebensweltlichen Zusammenhängen männliche/patriarchale Gewalt von Frauen erlebt und erlitten wird. Entsprechend bildet die feministische motivierte Entgrenzung des

Opfer-Begriffs qua unterschiedslosem Einschluss aller weiblichen Wesen in seinen Geltungsradius einen Kerneinwand der Kritik.

Klar, die Analyse als solche ist bekannt. Und der Aufschrei vieler Feministinnen noch im Ohr aufgrund ihrer Verschränkung mit dem Befund weiblicher «Mittäterschaft» an der Fortschreibung bestehender Herrschafts- und Gewaltstrukturen. Christina Thürmer-Rohr bestreitet nicht die Unvermeidbarkeit von Generalisierungen zur Durchsetzung politischer Forderungen. Verstellt aber die Generalisierung den Blick für das inhaltlich gleichwohl heterogen Bleibende, das Mehr- und Vieldeutige, kann ihr nicht der Status begrifflicher Angemessenheit zugesprochen werden. Indem das Heterogene nicht beachtet wird, in seinen strukturbedingten Unterschieden nicht (auch) der Thematisierung wert erscheint, «entflieht es» dem Begriff. Drastischer noch formulierte Hegel den Sachverhalt, indem er davon sprach, dass es auf diese Weise «zum Abfall des Begreifens» wird. Sich auf die Seite dessen stellend, was als nicht Mitbedachtes dem Begriff entflieht, möchte ich die Intention der Begriffskritik Christina Thürmer-Rohrs auf den Punkt bringen in Anlehnung an einen Buchtitel Carolin Emckes: aus dem kategorialen Raster ausgegliedert, wird dem, was es nicht mit erfasst, der Boden unter den Füßen weggezogen, sich in «Sagbares» zu verwandeln.

Damit ist der Grund dafür benannt, weshalb Christina Thürmer-Rohr es nicht lassen kann, die kritische Arbeit am Begriff im Rahmen sich verändernder thematischer Schwerpunkte fortzusetzen. Alternativ: weshalb sie es nicht lassen kann, uns, den sich als Feministinnen verstehenden Wissenschaftlerinnen, überhaupt jedem denkfähigen Wesen «den sicheren Boden unter den Füßen zu entziehen» (1994, 160), den «vereinheitlichende» Begriffe vermeintlich bilden. Der ist ohnehin schief, weil er auf «Vereindeutigungen» mit den oben skizzierten Konsequenzen beruht. Damit schlage ich den Bogen zurück zu dem programmatisch-methodischen Paradigma, das zwar Adorno geschuldet ist, aber auch von Christina Thürmer-Rohr formuliert worden sein könnte: «das Begriffslose mit Begriffen auf tun, ohne es ihnen gleich zu machen» (Adorno 1966, 21). Ich hoffe, in der Rückwendung zur Analyse des Opfer-Begriffs konnte ich erhellen, wie es funktioniert.

Vor dieser Folie wird plausibel, inwiefern für Christina Thürmer-Rohr analytische Genauigkeit nicht ohne geistiges Vagabundieren zu haben ist. Analytische Genauigkeit kann nur das Resultat von Wanderbewegungen zwischen verschiedenen Polen sein. Einer davon ist das «Gedächtnis der Begriffe», denn Begriffe, so der Wissenschaftstheoretiker Ian Hacking, «haben Erinnerungen an Ereignisse, die wir vergessen haben» (2001, 84). Der andere Pol sind Erfahrungen, die wir mit Ausgrenzungen wie Einschlüsse organisierenden Praktiken machen, sofern wir Augen und Ohren nicht mittels ideologisch aufgeladener Begriffe davor versperren. Die Begriffe als solche können dafür nichts. In ihrer janusköpfigen Grundstruktur (die wir allen instrumentellen Aufladungen vorausliegend benötigen, um uns in der Welt zu orientieren) liegt ihre gleichermaßen «abschneidende» wie «zurüstende Gewalt» (Adorno) begründet. Daraus resultieren die identifizierenden Praktiken, durch die Menschen am eigenen Leib erfahren, was es heißt, gesellschaftlicher «outcast», fremd, unwillkommen zu sein, an Grenzen abgefangen und zurückgeschoben zu werden. So wie die als «arbeitsscheues, stehlendes Gesindel» gebrandmarkten Vagabunden. Bis sich eine Gruppe von ihnen von den Pejorativen befreite und dem Ausdruck eine auf Freiheit und Selbstbestimmung ausgelegte Bedeutung gab. An diese Bewegung knüpft Christina Thürmer-Rohr lose an, indem sie Vagabundieren zur Lebens- wie Denkform macht. Damit Blicke wie Gedanken sich frei in verschiedene Richtungen drehen können. Immer kritisch, was sonst.

Literatur

Adorno, Theodor W. (1966): *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hacking, Ian (2001): *Multiple Persönlichkeit. Zur Geschichte der Seele in der Moderne*. Frankfurt am Main: Fischer.

Thürmer-Rohr, Christina (1987): *Vagabundinnen. Feministische Essays*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Thürmer-Rohr, Christina (1989): Einführung – Forschen heißt wühlen. In: *Mittäterschaft und Entdeckungslust*. Hrsg. von Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 12-21.

Thürmer-Rohr, Christina (1989a): Frauen in Gewaltverhältnissen. Zur Generalisierung des Opferbegriffs. In: *Mittäterschaft und Entdeckungslust*. Hrsg. von Studienschwerpunkt «Frauenforschung» am Institut für Sozialpädagogik der TU Berlin. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 22-36.

Thürmer-Rohr, Christina (1994): *Verlorene Narrenfreiheit. Essays*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Thürmer-Rohr, Christina (2015): Kontroversen zur Kohabitation. «Denken von anderswo». In: *feministische studien 2_2015* (33. Jg.), 308-322.



Christina Thürmer-Rohr im Jahr 2016

Eleganz des Denkens

Von Susanne von Falkenhausen

Christina Thürmer-Rohrs Denken hat meinen intellektuellen Werdegang oder meine späteren Forschungen nicht geprägt. Werdegang und Forschung spielten sich andernorts und in anderen Zusammenhängen ab. Eher prägten uns generationale Gemeinsamkeiten: Das Bedürfnis, die Herrschaft von Nationalsozialismus, Faschismus und Stalinismus zu verstehen, und der feministische Aufbruch der 1970er Jahre.

In den 1970er Jahren lebte ich in Rom und schrieb meine Dissertation über Faschismus und künstlerische Avantgarde. Bei meinen kurzen Besuchen im Berlin der 1970er Jahre tauchte hin und wieder diese bewunderte, verehrte, gar begehrte Gestalt am Rande meines Blickfelds auf, Theoretikerin, Lesbe und Musikerin, schwarz gekleidet und geschminkt (letzteres für die damalige Lesbenszene ein Skandal), immer umgeben von einer Art Fanclub. Sie war, so mein Eindruck, eine Szene-Celebrity, wie sie damals so wohl nur in (West-)Berlin möglich schien. In der Kombination von Szene, lesbischer Rockband und Theorie schien sie aus der Sicht meiner damaligen Verortung in der römischen Frauenbewegung sehr exotisch, und das, obwohl die römische Frauenbewegung ihrerseits regelmäßig am Frauentag von westdeutschen Femo-Touristinnen (Westberlinerinnen waren besonders stark vertreten), in Verkennung der dortigen Realitäten, als exotisch und beneidenswert heimgesucht wurde.

Aber dann, Jahrzehnte später, im neuen Jahrtausend, begann ich, die Veranstaltungen des Forum Akazie 3 zu besuchen, die Christina

Thürmer-Rohr zusammen mit Laura Gallati veranstaltet, und begegnete ihren Texten, die sie für diese Abende schreibt, liest und diskutiert – und ihrem Klavierspiel, um das ich sie intensiv beneide. Und da taten sich für mich trotz des sehr unterschiedlichen fachlichen Hintergrunds sehr wohl Parallelen auf.

Ich möchte diese Parallelen in dem, was unser Denken bewegt, mit drei Stichworten charakterisieren, die ich 1975 auf keinen Fall in den Mund genommen hätte: Haltung, Ethik, Skepsis – wie entsetzlich bourgeois zu marxisto-feministischen Zeiten! Aus linker Perspektive untauglich für eine analytisch fundierte Kritik, aus der Perspektive radikaler «Weiblichkeit» geradezu identitätszersetzend. Als außerparlamentarisch-linke Bewegungs-Feministin und werdende Kunsthistorikerin, die einer extrem bourgeoisen Disziplin ihre politischen Kritikansätze implantieren wollte, führte ich damals eine Art Doppelexistenz; ich saß zwischen vielen identitär widersprüchlichen Stühlen. Zugehörigkeit war in mehrfacher Hinsicht ein Problem: nicht nur als Kunsthistorikerin, die das Politische als Faktor künstlerischer Ästhetik ergründen wollte, sondern auch als «intellektuelle», ergo «männlich sozialisierte» Frau in einer Bewegung, die zu dem neigte, was Thürmer-Rohr in ihrem Essay «Die unheilbare Pluralität der Welt – von Patriarchatskritik zur Totalitarismusforschung» aus dem Jahr 1997 (!) im Rückblick als «totales/totalitäres Konstrukt» bezeichnete: die FRAU/das Weibliche. Wie mir dieser Text, den ich erst kürzlich las, aus dem Herzen spricht! Ich traf auf meine Skepsis gegenüber Konsens einfordernden Einheitsvorstellungen, ich fand eine Verknüpfung von feministischem Denken und Totalitarismuskritik, wie ich sie in den 1970er Jahren in politischem Engagement und wissenschaftlicher Forschung als getrennten Lebensbereichen praktizierte, ohne sie theoretisch verknüpfen zu können. Hier liegt auch die andere Gemeinsamkeit in unserer Denkbiographie: die Totalitarismusforschung.

Totalitarismus war, als ich 1973 anfang, über Faschismus und künstlerische Avantgarde zu forschen, für die Linke ein «dirty word» – es galt als liberal/reaktionär (war damals für die Linke oft dasselbe), als Versuch, Sozialismus und Faschismus in die selbe Kalte-Kriegs-Kiste zu schmeißen. Totalitär konnte für die Linke nur der

Faschismus sein. Meinen Verdacht, dass es strukturelle Ähnlichkeiten gab, nicht nur zwischen der Sowjetunion, NS-Deutschland und dem faschistischen Italien, sondern auch mit Tendenzen in den USA, konnte ich damals kaum fundiert artikulieren. Die Idee, diese Fragen mit feministischer Patriarchatskritik zu kreuzen, kam mir nicht. Umso quälender war denn auch das konkrete Erleben dieser Unverbundenheit meiner beiden Diskursfelder und -communities. Da war etwas zutiefst Beunruhigendes in dem Gefühl, keinen theoretischen Ausweg aus der Kluft zwischen der Art finden zu können, wie das Politische in den beiden Diskursen gedacht wurde.

Es ist angesichts der Denkverbote, die in den Szenen der Linken wie der Feministinnen latent wie manifest wirksam waren, sicher müßig, aber die Frage stellt sich doch ein: Was wäre gewesen, wenn ich Mitte der 1970er Jahre Patriarchats- und Gewaltkritik im Sinne einer Totalitarismuskritik hätte zusammendenken können, wie dies Thürmer-Rohr konsequent tut, und was hätte sich daraus für meine kunsthistorische Forschung ergeben? Zumindest Eines wäre mir erspart geblieben: mein Verzweifeln an der Art und Weise, wie Kunsthistorikerinnen damals versuchten, feministische Anliegen in ihrer Disziplin zu artikulieren, indem sie Stereotypen von Weiblichkeit im Bild ausfindig machten – eine meines Erachtens sehr langweilige Beschäftigung, die zudem wie jede Stereotypenforschung Gefahr lief, diese allzu offensichtlichen bildlichen Spuren weiblichen Opfertums noch zu verfestigen. Also versuchte ich, mich dem moralischen Druck dieser feministischen «Pflicht» zu entziehen. Dasselbe galt für die Umkehrung dieses Opferprinzips: Die identitäre Selbstvergewisserung, die in der Kunstgeschichte in der Suche nach «positiven» Weiblichkeitsbildern ihren Ausdruck fand. Beidem stand ich skeptisch bis ungeduldig gegenüber; beides war für mich unproduktiv, aber meine Haltung brachte eine gewisse Isolation just in dem Moment mit sich, als nach den Jahren der Bewegung in den 1970ern auch die Kolleginnen aus der Kunstgeschichte versuchten, feministische Positionen in der wissenschaftlichen Praxis umzusetzen. Auch die Verfeinerungen der Geschlechterforschung in den letzten zwei Jahrzehnten haben diese Denkstrukturen oft nur überdeckt; als latentes Begehren sind sie nach wie vor präsent.

Thürmer-Rohrs unermüdliches Denken und Schreiben gegen dieses Begehren nach Zugehörigkeit, Ganzheit, Einheit mit ihrer Verknüpfung von feministischer und Totalitarismuskritik unter dem Dach einer Gewaltkritik fügt also zusammen, was ich lange nicht zusammendenken konnte. Ansätze gab es in der Kunstgeschichte dann zu einer Zeit, als im Wissenschaftsbetrieb aus Feminismus Geschlechterforschung geworden war und ich selbst an der Universität landete. Die Filmwissenschaft sowie die Fototheorie hatten Konzepte der strukturellen Gewalt in die Analyse der Bildmedien übertragen, die nun auch in die kunsthistorische Geschlechterforschung Eingang fanden und das verkappte Opferdenken der Stereotypenforschung poststrukturalistisch veränderten. Auch Michel Foucaults Umdenken des Machtbegriffs half. Und hier beginnt nun meine Skepsis gegenüber meiner begeisterten Zustimmung zu Christinas Arendt-Lektüre: Gerade die Ethik, die Haltung, die ich dort fand und die ich mit dem belegte, was Teresa de Lauretis einmal so formulierte: «Theory is passionate fiction». Geht sie nicht konträr zu den Einschränkungen subjektiver Handlungsfähigkeit, wie sie in der poststrukturalistischen Subjektkritik formuliert wurde? Als Verantwortungsethik ist sie mit Arendt messerscharf gedacht und für Empfängliche wie mich begeisternd, aber wie ist es zu schaffen, dass sie nicht Appell bleibt?

Über all dem habe ich etwas nicht erwähnt, was ich wichtig finde: Christina Thürmer-Rohrs Texte sind wunderbar geschrieben – in ihnen offenbart sich eine Eleganz des Denkens, die zeigt, dass auch die Ästhetik eine kritische Triebkraft sein kann.

Denkerin, Schreiberin, Musikerin und Freundin

Von Laura Gallati

Das erste, was ich von Christina Thürmer-Rohr kennenlernte, waren ihre antipatriarchalen Texte aus den 1980er Jahren. Die Sprache in *Vagabundinnen* war – so nahm ich es wahr – durchkomponiert, atemlos, hatte einen schnellen Puls, die Tonlage war die der Empörung. Aber Empörung war nicht der einzige Treibstoff, er war verwoben mit einer klaren Gesellschafts- und Geschlechteranalyse, durchdrungen von Nachdenken und durchpulst von Rhythmus. Schuf diese Mixtur den eigentümlich hymnischen Sound der frühen Texte Thürmer-Rohrs? Auf der Buchrückseite stand: Die Sozialwissenschaftlerin Ch. Th.-R. spielt Orgel und machte als Bandmitglied Rock. Sie wusste also – davon sprachen ihre Texte, ohne davon zu sprechen –, was Rhythmus, was Crescendo, was Thema, Motiv und Wiederholung sind.

Christina Thürmer-Rohr widersprach – und tut es bis heute – der Vorstellung, dass die Musik, welcher Couleur auch immer, inmitten einer ungerechten, sexistischen und gewalttätigen Welt ein Anrecht auf ein gesellschaftsfreies Sonderreich reiner Schönheit und Freiheit hätte. Der Blick auf politische Katastrophen und menschliche Unzulänglichkeiten ist geblieben, nur ist der Pessimismus von damals bis heute noch tiefer, die immer noch komponierte Sprache gebändigt geworden – Denken und Schreiben geschehen in einsamer und grüblerischer Sisypusarbeit.

Und was ist mit dem Hören?

Im Jahr 1994 erarbeiteten wir unser erstes philosophisch-musikalisches Projekt «Am Thema bleiben. Fugen fürs Denken, fürs Hören und fürs Sehen» anhand von Johann Sebastian Bachs «Kunst der Fuge» und Hannah Arendts «Übungen im politischen Denken». Der Anfang war bewusst ambitioniert und weit ausgreifend, wollte sich nicht zufrieden geben im soliden Bestellen des eigenen Gilden-Gärtchens. «Hier Musik und da Philosophie» war nicht das, was wir anstrebten. Vielmehr verfolgte uns ein Gedanke, den wir erst instinktiv, dann aber bewusst als einen Prozess des Findens und Erfindens von Zusammenhängen zwischen Musik und politischer Philosophie betrieben. Musikalisch begannen wir mit dem Erarbeiten von Bachs für kein Instrument aufgezeichneten, abstrakt-spekulativen Spätwerk «Kunst der Fuge». Dazu benutzten wir eine Fassung für zwei Klaviere. Mit der politischen Theorie von Hannah Arendt, mit der sich Christina Thürmer-Rohr anfangs der 1990er Jahre intensiv auseinandersetzte, fand sich die unvergleichliche Chance, auf einen Widerpart sowie eine Gefährtin für Bachs Musik gestoßen zu sein. Mit unseren acht Thesepunkten erklären sich Hannah Arendt und Johann Sebastian Bach wechselseitig ihre Prinzipien. Die Klarheit und Größe von Hannah Arendts Denken und die unerschöpfliche Erfindungskraft Johann Sebastian Bachs erhellten sich gegenseitig jenseits der unterschiedlichen Mittel (Musik und Sprache) und jenseits der historischen Kontextabhängigkeit (18. und 20. Jahrhundert). Der so entstandene Dialog war überwältigend; ihn gefunden und ihm ein Gefäß gegeben zu haben war ein großes Glück.

Ein Wort zum Vorgehen: Christina hat nicht einfach Passagen aus Arendts Werk übernommen, sondern den Kern der Arendt-eigenen politischen Philosophie untersucht und damit weitergedacht, ihre eigenen Thesen daran gemessen und geschärft. Die Interpretation der Bach-Partitur war wie bei jeder Interpretation nicht nur das notengetreue Abspielen, sondern vor allem die Auseinandersetzung mit dem Kosmos der «Kunst der Fuge». (Bach und Arendt gerecht werden zu wollen mit einem nicht üblichen Konzept erfordert neben langem Atem auch Mut zu einem nie endenden Studium.)

Wenn komponieren im Wortsinn zusammenstellen heißt, ist das Projekt «Am Thema bleiben. Fugen fürs Denken, fürs Hören und fürs Sehen» eine Komposition mit Worten, Tönen und Bildern.

Die an beide Werke gestellten Fragen «Am Thema bleiben», «Umkehrung», «Anfangen», «Freiheit», «Dialog», «Beziehungsgeflecht», «Fragment» und «Erinnerung» sind unerschöpflich herausfordernd und treiben alle unsere späteren Projekte an bis zum heutigen Tag.

Ob Christina Thürmer-Rohr Texte zu Zeitfragen schreibt, beispielsweise für unser Forum Akazie 3 oder beim Musizieren mit Tasteninstrumenten sich Klarheit und Inspiration holt, ist beinahe zweitrangig. Was sie hier wie dort hasst, ist Halbherzigkeit. Was heißt in dieser Hinsicht «ankämpfen» gegen abnehmende Kräfte? Darüber belügt sich Christina nicht. Forderungen jedoch knüpft sie an inhaltliche Notwendigkeiten und nicht an «kürzer treten». Gegen Fingerermüdung gibt es noch immer die täglichen Exerzitien mit Orgel- und Klaviertastaturen; gegen die Formulierungsmüdigkeit die Sitzungen – meist nicht schreibend, sondern nachdenkend – vor der Laptopastatur, die ebenfalls Tastatur heißt, weil mit ihr tastend neue Einsichten in Weltläufe und die alten und neuen Partituren des Lebens und der Musik gewonnen werden können.

Diskussionen durchziehen unseren Alltag: über Politik im allgemeinen und im aktuellen Sinn. Stehen Konzept-, Organisations- und Programmfragen für unsere Veranstaltungen im Vordergrund, wird es ohne zu klagen pragmatisch. Fragen allerdings, wie weit Interpretation notierter Musik gehen darf und wie weit sie gehen muss, um eine Aussage (und welche!) klar zu machen, wie weit, bei freiem Erfinden eigener musikalischer Entwicklungen, an einmal getroffenen Verläufen festgehalten und Abmachungen eingehalten werden sollten, verlaufen ausufernd und werden meist ohne konkrete Lösungsansätze bis zur nächsten Diskussionswelle (vielleicht am Abend?) vertagt.

«Am Thema bleiben» – eine Herausforderung, mit der es sich zu leben lohnt, die sich in Köpfen weiterdreht, bis bei der nächsten, die Laune und Morgenkaffee vermiesenden Zeitungslektüre plötzlich als strahlendes Glücksmoment der Gedanke an Musik, an Üben, an das

Immer-wieder-anfangen-können mit dem Am-Thema-Bleiben die Atmosphäre erhellt und den Tag rettet.

Gehört der eine Teil in Christina Thürmer-Rohrs musikalischem Leben der aufnotierten Klassik und episodenhaft mal der Rockmusik, nimmt der andere Teil in den letzten Jahren einen stetig größer werdenden Platz ein: die frei-brodelnde Improvisation, das Spiel ohne doppelten Sicherheitsboden, das «instant composing» mit dem Momentanen, wird immer häufiger durchsetzt mit eingepflanzten, an die Oberfläche drängenden Erinnerungsfetzen. Die abstrakten Titel der frühen motorischen «Strukturen» (1996) für zwei Klaviere oder «in A» (1997) oder, weniger technokratisch, in «Fern und Nah» (2002) verändern sich, werden inhaltlich, wenden sich Überlegungen, Verlagerungen, Montagen, Verformungen und Verfremdungen zu: «Dialoge für zwei Klaviere» (2003), «Actus tragicus» (2014), «Grenzen und Entgrenzungen» (2015). Die Frage bleibt, wie weit können intellektuell klar formulierte Denkwege musikalisch übersetzt oder gar parallelisiert werden? Skepsis ist immer mit dabei: Wenn Musik eine Sprache ist, spricht diese Sprache über und von sich, von Tönen, von musikalischen Spannungsverhältnissen. Wortsprache jedoch benennt, was Sache ist: das Tier, der Mensch, das Glück, der Ton, das Denken, die Musik. Sich beider Medien bedienen zu können, ist Gnade und Risiko zugleich.

Christina Thürmer-Rohrs größtes musikalisches Glück ist der täglich aufgesuchte Rückzugsort Orgel. Mit Bachs und Buxtehudes Hilfe trotzt sie der Logik angemahnter Termine. Das Bewusstsein, dass Widerstand gegen die unaufhaltsam fortschreitende Zeit nicht fröhlicher macht, hat ihre grundsätzliche Liebe zur Welt nicht angestastet. Ist der ehemalige Furor auch gemindert, ist sie immer wieder bereit für ein nächstes Projekt, für andere Konfrontationen, andere Töne und neue Formen mit neuen Inhalten. Die Suche führt in Trümmfelder, Scherbenhaufen, aber auch in Paradiesgärten. Dabei hat sie das Wichtigste und Menschlichste nie verlernt, das Staunen: über die Ordnung der Welt, der tönenden wie der lärmenden, der chaotischen oder partiell beruhigten; oder auch das Staunen über vielleicht nur den einen Ton, der von der Welt spricht und nicht nur von sich selbst.



Laura Gallati und Christina Thürmer-Rohr, Berlin, 2016

Autor*innen

Sanchita Basu hat Pädagogik, Psychologie und Soziologie an der Technischen Universität in Berlin studiert und eine Ausbildung für transkulturelle Therapie und multikulturelle Beratung absolviert. Seit 30 Jahren ist sie in vielen politischen Aktivitäten gegen Rassismus und strukturelle und institutionelle Diskriminierung involviert. Sie ist Mitbegründerin von verschiedenen MSOs (Migrantenselbstorganisationen), und z.Z. ist sie Vorstandssprecherin des Migrationsrat Berlin Brandenburg. Sie arbeitet als Bildungsreferentin bei ReachOut, eine Beratungsstelle für Opfer rassistischer, rechtsextremistischer und antisemitischer Gewalt.

Johanna Gisela Bechen, M.A. Studium der Philosophie, Psychologie und Germanistik an der FU Berlin. 1990 Mitorganisatorin der interdisziplinären Ringvorlesung «Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor». In diesem Rahmen Einladung Christina Thürmer-Rohr und erste Auseinandersetzung mit ihren Texten. Projektutorin zur Organisation der philosophischen Ringvorlesungen «Die Geschlechterdifferenz Aus-Denken. Philosophinnen stellen sich vor» und «Die Geschlechterdifferenz Aus-Denken. Feministische Positionen überdenken» gemeinsam mit Kathrin Hönig und Susanne Marten. Mitpreisträgerin des Margherita-von-Brentano-Preises 1996. Für das Preisgeld mit anderen 1998 Durchführung eines interdisziplinären Colloquiums zum Themenkomplex.

Carola von Braun (*1942), verheiratet, 2 Kinder aus erster Ehe. Seit 1974 Mitglied der FDP, 1975-1980 Vorsitzende der FDP-Kreistagsfraktion im Rhein-Sieg-Kreis. Von 1980-1983 war sie FDP-Bundestagsabgeordnete, von 1984-1990 erste Frauenbeauftragte von Berlin (West) und von 1990-1994 Landes- und Fraktionsvorsitzende der Berliner FDP. 1992 war sie Gründungsmitglied der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin-Stadt der Frauen e.V.

Gerd Conradt (*1949), Studium an der Deutschen Film- und Fernsehakademie. 1973-1975 Videodozent am Lehrstuhl von Prof. Christina Thürmer-Rohr. Ab 1982 freiberuflich tätig als Regisseur, Autor, Kameramann und Produzent. Seine Filme und Videoprogramme sind meist Porträts – konzeptionell gestaltete Zeitbilder, oft als Langzeitdokumentationen. Themenschwerpunkte seiner Arbeiten sind: Berliner Stadtgeschichte, Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands, Studentenbewegung (RAF) – «Poesie-Videos» und «Videobriefe» als Unterrichtsfilme, Videoinstallationen. Mitarbeit an Zeitschriften, Lehrtätigkeit an Hochschulen. 2014 Film *anfangen* mit und über Christina Thürmer-Rohr in Zusammenarbeit mit dem Gunda-Werner-Institut.

Leah Carola Czollek, Sozialpädagogin, Leiterin und Mitbegründerin des Instituts Social Justice und Diversity, Berlin (www.social-justice.eu); Mediatorin, Supervisorin, freiberufliche Trainerin und Dozentin an verschiedenen Hochschulen. Begründerin des Konzepts «Social Justice und diskriminierungskritisches Diversity» sowie Ausbilderin für diesen Trainingsansatz. Schwerpunkte: Social Justice, Diversity Gender/Queer, Interkulturalität, Interkulturelle Mediation, Dialog; zahlreiche Publikationen zu diesen Themen.

Die Freundschaft zur Welt nicht verlieren

Susanne von Falkenhausen (*1951), Professorin für Neuere Kunstgeschichte mit Schwerpunkt Moderne an der Humboldt-Universität zu Berlin, 2016 emeritiert. 1979 Promotion über Futurismus und faschistische Kunstpolitik. Letzte Buchveröffentlichungen: *Kugelbauvisionen. Kulturgeschichte einer Bauform von der Französischen Revolution bis zum Medienzeitalter* (2008); *Praktiken des Sehens im Felde der Macht. Gesammelte Schriften*, herausgegeben von Ilaria Hoppe, Bettina Uppenkamp, Elena Zanichelli (2011); *Jenseits des Spiegels. Das Sehen in Kunstgeschichte und Visual Culture Studies* (2015).

Laura Gallati, Konzertpianistin und Komponistin mit dem Schwerpunkt Neue und Experimentelle Musik. Neben ihrer Konzert-, Unterrichts- und kulturpolitischen Tätigkeit war sie von 1979-1994 politische Abgeordnete im Kantons- und Stadtparlament Luzern für die Grünen und die unabhängige Frauenliste. Sie ist die Lebensgefährtin von Christina Thürmer-Rohr. Gemeinsam gründeten sie 2003 den Verein Akazie 3: Forum zum politischen und musikalischen Denken.

Sabine Hark, Professor*in für Soziologie und Leiter*in des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin. Mitherausgeber*in der Zeitschrift *feministische studien* und Mitbegründerin des Aktionsbündnisses «Wir machen das. Für eine postmigrantische Gesellschaft». Zuletzt erschien von ihr: *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen* (hrsg. mit Paula-Irene Villa).

Manfred Kappeler (*1940), Bäcker, Sozialarbeiter, Erziehungswissenschaftler und Diplompädagoge. Von 1973 bis 1988 Berufsverbot für den öffentlichen Dienst; ab 1989 bis 2005 Professur für Erziehungswissenschaften/Sozialpädagogik am Institut für Sozialpädagogik der Technischen Universität Berlin. 2015 Bundesverdienstkreuz für die Unterstützung der Initiative der ehemaligen Heimkinder zu ihrer Rehabilitation und Entschädigung. Forschungsschwerpunkte: Heimerziehung, Jugend und Drogen, außerschulische Jugendarbeit, Geschichte der Sozialen Arbeit. Mitglied der Redaktion der Zeitschrift *Widersprüche*.

Ines Kappert, leitet seit August 2015 das Gunda-Werner-Institut für Feminismus und Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung. Zuvor leitete die promovierte Literaturwissenschaftlerin acht Jahre lang die Meinungsredaktion der *tageszeitung*. Sie ist Mitbegründerin des Aktionsbündnisses «Wir machen das. Für eine postmigrantische Gesellschaft» und Lehrbeauftragte für Gender Studies an der Universität St. Gallen.

Gudrun-Axeli Knapp, bis April 2010 Professorin am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie der Leibniz-Universität Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz, Soziologie des Geschlechterverhältnisses, Feministische Theorie und Epistemologie, Intersektionalität, Theorievergleich/Gesellschaftstheorie. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Entwicklungen feministischer Theorie. Auswahl jüngerer Publikationen (Monografien): *Arbeiten am Unterschied. Eingriffe feministischer Theorie* (2014); *Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung* (2012).

Claudia Koppert, heute freie Lektorin und Autorin, lektorierte für den Orlanda Frauenverlag die Bücher von Christina Thürmer-Rohr: *Vagabundinnen. Feministische Essays* (1987); *Mittäterschaft und Entdeckungslust* (Hrsg., 1989) und *Verlorene Narrenfreiheit. Essays* (1994).

Zu ihren eigenen Arbeiten gehören der Essayband *Hand aufs dekonstruierte Herz. Verständigungsversuche in Zeiten der politisch-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen* (2003, zusammen mit Beate Selders, Hrsg.) sowie die Romane *Allmendpfad* (2003) und *Sisterhood – eine Sehnsucht* (2014).

Herta Kuhrig (*1930), bis 1989 Professorin an der Akademie der Wissenschaften Berlin/DDR mit dem Schwerpunkt «Frauen in der sozialistischen Gesellschaft». Ab 1949 Studium der Gesellschaftswissenschaften in Leipzig; nach dem Studium arbeitete sie als wissenschaftliche Assistentin an der Hochschule für Ökonomie und Planung in Berlin. Ihre Dissertation schrieb sie zum Thema «Probleme der Entwicklung sozialistischer Familienbeziehungen in der DDR». Sie war von 1968 bis 1977 Leiterin der Forschungsgruppe «Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft». Ab 1981 übernahm sie den Vorsitz des gleichnamigen Wissenschaftlichen Rates bei der Akademie der Wissenschaften der DDR. Die «grünen Hefte», die der Beirat seit 1964 herausgab, sind ihr Lebenswerk. Christina Thürmer-Rohr lernte sie im Juli 1990 auf einer Veranstaltung kennen.

Christine Kulke, Soziologin und Professorin für Politikwissenschaft an der TU Berlin (nicht mehr vollamtlich); Mitarbeit in der TUB-Arbeitsstelle Frauenforschung und in der Arbeitsstelle Globales Lernen und internationale Kooperation. Seit 1986 Gastvorlesungen an der Southwest Universität in Chengdu Sichuan; seit 1989 Co-Direktorin am Inter-University Centre Dubrovnik. Publikationen zur Politischen Sozialisationsforschung, zu Aspekten von Feminismus und Wissenschaftstheorie, zu Gender und politische Kultur, Geschlechterverhältnis und gesellschaftliche Transformation (1995, 1996, 2001, 2008) und «violence, family and gender» (2012). Ehrenamtliche Tätigkeiten in der Jugendtheaterarbeit und in der Flüchtlingsintegration.

Gudrun Perko ist Professorin an der Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozial- und Bildungswissenschaften, Philosophin und Mediatorin. Begründerin des Konzepts «Social Justice und diskriminierungskritisches Diversity» sowie Ausbilderin für diesen Trainingsansatz. Schwerpunkte: Politische Philosophie, Ethik, Social Justice, Diversity, Gender/Queer, Mediation; zahlreiche Publikationen zu diesen Themen.

Nivedita Prasad ist Professorin an der Alice Salomon Hochschule u.a. für genderbezogene Soziale Arbeit. Christina-Thürmer Rohr lernte sie zunächst auf einer Kurzreise nach Dänemark – mit Dagmar Schultz, Ika Hügel-Marshall, Brigit Rommelspacher, Ursula Wachendorfer und Farida Mekaoui – kennen. Anfang der 1990er Jahre arbeitete sie als Lehrbeauftragte am Institut für Sozialpädagogik der Technischen Universität Berlin, wo ihr Christina-Thürmer-Rohr u.a. Silvia Staub-Bernasconi vorstellte, die den Studiengang «Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession» initiierte, den Nivedita Prasad seit 2010 leitet.

Barbara Unmüßig ist seit 2002 Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung. Sie verantwortet die internationale Arbeit der Stiftung in Lateinamerika, Afrika, Asien, dem Nahen und Mittleren Osten und die des Gunda-Werner-Instituts für Feminismus und Geschlechterdemokratie. Die thematischen Schwerpunkte der Stiftung wie Globalisierung, Menschen- und Frauenrechte, Geschlechterpolitik, internationale Klima-, Agrar- und Ressourcenpolitik sowie Demokratieförderung und Krisenprävention werden von ihr strategisch verantwortet. Sie ist außerdem Vorsitzende der Jury des Anne-Klein-Frauenpreises.

Bildnachweis

- 6 Christina Thürmer-Rohr, 1996
Foto und Copyright: Heidrun Melinski
- 12 Christina Thürmer-Rohr, 2016
Foto und Copyright: Stephan Röhl
- 18 Am Keyboard im Übungskeller Mehringhof, 1979
Privat
- 26 Christina Thürmer-Rohr im Gespräch mit Sabine Hark und Ines Kappert, 2016
Foto und Copyright: Stephan Röhl
- 38 An der Orgel der Predigerkirche, 1990
Foto und Copyright: Nique Nager
- 50 Laura Gallati und Christina Thürmer-Rohr in Gallatis Atelier in der
Weiberwirtschaft, 1996
Foto und Copyright: Heidrun Melinski
- 56 Christina Thürmer-Rohr, 1988
Foto und Copyright: Christel Borchers
- 60 Christina Thürmer-Rohr, Mittäterschaftskongress an der TU Berlin, 1987
Privat
- 64 Christina Thürmer-Rohr mit Sohn Tilman, 1973
Privat
- 70 Christina Thürmer-Rohr mit den Assistenten Jörg Claus (rechts) und
Wolfgang Heckmann (links), Berlin 1979
Privat
- 73 Visualisierungen zu „Fugen fürs Hören, Fürs Sehen, Fürs Denken! 1994/95
Privat
- 74 Die Band «Außerhalb», von links: Margaret Diehl, Christina Thürmer-Rohr, Hucky
Porzner, Melanie Beyer, 1983
Copyright: Hucky Porzner
- 80 Christina Thürmer-Rohr, 2016
Privat
- 89 Laura Gallati und Christina Thürmer-Rohr, Berlin, 2016
Foto und Copyright: Heidrun Melinski

«Ich plädiere also für diese ganze verrottete Gegenwart. Sie ist unsere einzige Gelegenheit. Sie ist das Leben, das wir haben. Sie und keine andere birgt den Stoff, um unsere Kräfte zu entwickeln.»

Christina Thürmer-Rohr

Gunda-Werner-Institut für Feminismus
und Geschlechterdemokratie
in der Heinrich-Böll-Stiftung
Schumannstraße 8
10117 Berlin
www.gwi-boell.de

ISBN 978-3-86928-155-1